



Am Glazer Schneeberg

Aufn.: Rlette

Schlesische Monatshefte

Begründet von Dr. Ernst Boehlich

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südens

12. Jahrgang

Nummer 12

Inhalt des Dezemberheftes:

Johanna Droop: Gott / Gedicht

Hermann Bouffet: Wintererleben in den schlesischen Bergen

Hilde Heisinger: Kleine Kulturgeschichte der Weihnachtsbäckerei

Alfred Schreck: Hans Brochenberger, ein schlesischer Holzbildhauer

Günther Jordan: Ein Tag ist zu Ende / Gedicht

Hermann Otto Thiel: Alte Frau / Gedicht

Alfred Hein: Fliegernovelle um eine Kriegsweihnacht

Oscar Kausch: Nordische Nacht / Gedicht

Dr. Ernst Boehlich: Die Schlesischen Provinzialblätter und ihre
Begründung vor 150 Jahren

M. Riefer-Steffe: Gedicht

Friedrich Grieger: Christian Gottlob Stoeckel, ein schlesischer
Rokoko-Dichter

Heinz Rudolf Fritsche: Der Weg zur neuen deutschen Tanzmusik

Paul Majunke-Lange: Weihnacht auf Station 6

Verschiedenes / Schrifttum

Die Schlesischen Monatshefte erscheinen am Ersten eines jeden Monats

Schlesische Monatshefte

Begründet von Dr. Ernst Boehlich

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

12. Jahrgang

Dezember 1935

Nummer 12

Gott

Gott, dich zu finden ist uns nicht gegeben,
Dich suchen ist der Menschen ewig Los,
Und dich nicht suchen ist für uns nicht leben,
Doch deine Maße sind unfasslich groß,
In Sternenwirbel greifen deine Hände -
Und unsre Welt darin ein einz'ger Staub,
Du hättest, wär sie nicht, Milliarden andre,
Was wär im Sandmeer eines Körnleins Raub?
Doch magst du jede wohl im Herzen tragen,
Darauf der Inbrunst Glockentürme ragen.
Hast du noch viele Gottessuchersterne,
Unsichtbar ungezählte über mir?
Mein Auge mißt am Himmel so viel Ferne,
Und so viel Nähe flutet hin zu dir! -

Johanna Droop

Wintererleben in den schlesischen Bergen

Von Hermann Bouffet, Zillertal

Was im Winter oben auf unseren Bergen des Riesengebirges vor sich geht mit Schnee, tiefblauem Himmel und goldener Sonne Strahlen, ist ein Wunder, ein großes, gnädiges Geschenk.

Wintersport in den Bergen ist das ganz natürliche Ergebnis aus Schnee, Sonne und blauem Himmel.

Die Bergwelt des Winters lebt von der Klarheit und Reinheit der Luft, die die Menschenbrust leicht und froh macht. Nichts heilkräftiger als den Schnee unter sich und über sich der Höhen-sonne Wunder. Hier ist der Quellgrund des Wintersports: Kraftverlangen, Urwüchsigkeit, eines Neuwerdens Sehnen. Über Nacht hat die langfingerige Frosthand den weiten Forst begriffen. Der Frühlings-sonne Strahlen kündeten den Zauber: der Hochwald im Raubreif! In keuscher Unberührtheit liegt er da. In den feinen Silbernadeln klingt Saitenspiel und raunt Märchenleben. In den Millionen Sternen und Perlen des hohen Festes Leuchten und Funkeln. Springende Bäche erstarren unter dem Eise. Der Eisicht ward zu Kristall. Sonne des Winters, Höhen-sonne — unser Heil!

Der Schnee ist hart und harsch. Es ist ein mühseliges Vorwärtkommen, Schritt um Schritt. Ein merkwürdiges Ding, wenn der Körper zur Kraftmaschine wird und einigermaßen erstaunlich, wieviel Betriebsstoff in ihm verstaubt, wie lange der Motor seine Rotationen macht, wenn er weiß, daß es keine Tankstelle gibt. Noch ein Aufstiege, und wieder noch einer, der vorletzte — der letzte: das Ziel ist erreicht! Ich bin hoch oben auf der Rammhöhe des Riesengebirges!

Wo bin ich? Als ob ein Vorhang gefallen, tut sich eine Wunderwelt auf. Da ist der ewige Schnee gleichsam ohne Zeit und Maß. Er wirkt wie ein Urgeheimnis, das übersponnen wird von einem blauen Schleier. Diese Decke der Mutter Erde aber ist Widerspiel des Himmels und seiner Bläue, ein Nachleuchten und ein Nachwirken des Lebens, jener Urkraft, die da strahlt, zündet und leuchtet — der Sonne, der Winter-Höhen-sonne.

Ein zweifaches Wunder. Man fühlt sich völlig losgelöst von all dem da unten, das dort in dunkler Ferne dunstet; man fühlt sich wie abgeschnitten von alledem, was eben noch war, von den Strapazen, von dem Kampf des Körpers. Zugleich wieder fühlt man sich klein, ohnmächtig, ein närrisches Nichts in der Allgewalt dieser Sonnenwelt. Aber aus dieser Kleinheit heraus hebt man die Arme, reckt sie gegen den Himmel und fühlt sich neu, genesen. Dem Himmel näher, der Sonne näher. Noch mehr als das, alle Entfernung und aller Raum ist aufgelöst, eine unendliche Kluft ist überbrückt. Unmerklich leise wird die körperliche Entrückung zu einer geistigen und seelischen: Sinnen



Hans Broschenberger: Waldschat mit Zwergen
Stützpfeiler in der Andreasbaude (Waldenburger Bergland)

Aufn.: H. A. Schreck, Peterwaldau (Eule)



Hans Broschenberger: „Sti Heil“

Aufst.: H. A. Schreck, Peterswaldau (Eule)

Im Treppenhaus der neuen Andreasbaude (Waldenburger Bergland)

und Sehnen geht ein in dieses Sonnenleben. Uralte Lebensoffenbarungen, ehrwürdig in ihrer Tradition, werden jung, neu geboren, auferstehen als ureigenes Erleben der Seele.

*

Hier stehe ich am verwitterten Felsmal des Mittagsteines des Riesenkammes. Im Mittag des Jahres, in der Hochzeit des Jahres, haben die Altvordern hier die Hände erhoben zur Sonne und haben in dieser Erhebung sich Kraft geholt, das Sinken der Strahlen und die sonnenlose Nacht zu überdauern. Bis zum Julfeste die Arme sich neu reckten und die Hände dorthin wiesen: Dort ist sie neu entstanden, sie, die in neuer Geburt aus den Tiefen emporsteigt. Die ewig gebärende, Leben tragende und es erhaltende. Die Alten fühlten sich als solche, die in die Sonne getragen und die damit zu Hohem, zu Ewigem, zur Unsterblichkeit berufen.

Aber das — in die Sonne getragen — bedeutet keineswegs Anbetung der Sonne; nein, in dem Glauben der Urheimat steht hinter ihr, der Sonne, der ewige Schöpfer, der ihre Bahnen lenkt im Tages- und Jahreskreise, in des ewigen Wunders Stirb und Werde. In eben dieses Leben hat der Schöpfer — als Vater aller Dinge — auch den Menschen gebettet, so daß nun sein eigenes, kleines Leben nichts ist als ein Widerschein, ein Nachziehen der gottgewollten Sonnenbahnen. Und des kleinen Menschen Stirb und Werde ist getragen von demselben schöpferischen Rhythmus und trägt dieselbe Offenbarung der Unsterblichkeit: das heißt — in die Sonne getragen!

Jetzt rötet sich der Himmel. Wolkenschiffe segeln der Sonne zu; eine Weile schatten sie dunkel, gespensterhaft vor ihr, dann gehen sie ein, selbst durchglüht im goldenen Feuer. Stirb!

Nun sollst du heimwärts wandern und aus diesem Stirb die Kraft des Werde hinuntertragen ins Tal. Sollst weder übermütig in der Fülle des Erlebens noch kleinmütig in der Sicht des tiefen Tals des Alltags sein. Du bist ein unendlich winziges Stück Sonne des ewigen Lebens, das Einer unendlich gnädig in seiner Hand hält.

Und das ist unser Erleben in der Schnee-Einsamkeit unserer schlesischen Berge — — Gipfelkraft hoch oben auf dem Kamme, über dem der mächtige Regel der Schneekoppe steht, der höchsten Wacht deutschen Ostens.

☆

Kleine Kulturgeschichte der Weihnachtsbäckerei

Von Hilde Heisinger

Kinder singen: „Wat is de Hemen rot,
De Abend steiht in Slot,
Nu backt de leeven Engel
De sötten Wiehnachtskrengel,
Un all de sötten Stuten,
För usse lütten Puten.
Wiehnachtsmann
Kummt na'n Himmel rup
Un smit den Sack up den Schimmel rup,
He lat den Schimmel springen,
Dat alle Glocken klingen,
Hopp, hopp, hopp,
Uemmer in Galopp!

So singen in den Heidedörfern im Eüneburgischen noch heute die Kinder, wenn um die Vorweihnachtszeit der westliche Abendhimmel sich blutrot färbt. Sie glauben, daß das Christkind mit seinen Engeln geschäftig an der Arbeit ist, die vielen Säcke voll Pfefferkuchen, Marzipan, Christstollen und Brezel zu backen, damit alles zu Weihnachten bereit ist.

Und während die Kinder ihre Näschen an den Scheiben plattdrücken, um irgend etwas Wunderbares zu erspähen, da füllt sich die Küche, das ganze Haus mit lieblichen Düften, denn Mutter steht mit heißen Backen am Herd, mengt, knetet und formt, bis alle die köstlichen Knusperdinge fertig sind, die unweigerlich zum richtigen deutschen Weihnachtsfest gehören.

Denn es steht nun einmal fest, daß gerade das Weihnachtsfest von allen Feiertagen im Jahr am stärksten mit kulinarischen Genüssen bedacht ist. Jahrhundertalte Tradition will es so. Was wäre Weihnachten ohne Karpfen, Puten, Hasen, Gänse, ohne Apfel und Nüsse und ohne alle die typischen Backwerke, von denen jeder Landesteil in Deutschland seine Spezialitäten, seine eigentümlichen Formen und Namen hat.

Dieses festliche, reichhaltige Essen mit seinen verschiedenartigen Bräuchen hat seinen Ursprung in den altgermanischen Seelenfeiern zu suchen, die unsere Vorfahren um die Winter Sonnenwende zum Gedächtnis ihrer Toten abhielten. Vorher wurde geziemend gefastet. Ersatz für Fleisch war der Fisch — daher noch heute der Brauch, am Heiligen Abend einen schönen blaugesottenen Karpfen auf den Tisch zu bringen. In Schlessien muß er natürlich in der „Polnischen Tunke“ schwimmen, die man in Polen freilich so wenig kennt wie in Wien die Wiener Würstchen. Aber man ist auch bescheidener und begnügt sich, wo es nicht anders geht, mit einem Hering, einem „rogenen“ selbstverständlich. Wenn es gelegentlich heißt, daß derjenige, der den meisten

Rogen verzehre, im künftigen Jahre das meiste Geld besitzen werde, so ist das eine ziemlich späte Umbildung der uralten Vorstellung, daß die vielen Eier Fruchtbarkeit verliehen. Besser übrigens ist es für den, der da um klingende Münze sorgt, Schuppen vom Weihnachtskarpfen in den Beutel zu stecken. In Holstein ist der Stockfisch, auf Rügen dagegen der Brataal zum Heiligen Abend bevorzugt.

Aber auch der aus heidnischen Zeiten als heilig geltende Eber taucht am Weihnachtsabend auf den festlich geschmückten Tischen auf. So ziert in England der Kopf eines Ebers, mit einem Rosmarinzweig oder einer Zitrone im Maul symbolisch die Weihnachtstafel. In der Uckermark ist es Tradition, Grünkohl mit Schweinekopf am Heiligabend aufzutragen. In Rheinland und Westfalen wird die Adventsrau abgestochen und es gibt daftigen S—hinken und S—peck zu Weihnachten. Auch in Schlesien durfte das geliebte Schweinefleisch nicht fehlen. Man gab es gern geräuchert auf den Weihnachtstisch, und es mußten viele, viele Klößel dabei sein, die das lebenspendende Ei nachbildeten. Wenn der Grünkohl auch hier bevorzugt wurde, so ursprünglich deshalb, weil er auch im Winter sein frisches Grün bewahrte. Später wurde man realistischer und betonte, daß er erst dann recht schmecke, wenn er einmal Frost gehabt habe.

Von unseren englischen Vettern haben wir die Sitte des Putenbraten übernommen. Aber den meisten deutschen Familien ist die knusprige Weihnachtsgans willkommener und ergiebiger: wenn sie mit Äpfeln und Maronen gefüllt, duftend hereingetragen wird, läuft einem das Wasser im Munde zusammen. Der Hausherr schmunzelt in Gedanken an die Gänseleber, und die Kinder freuen sich noch tagelang hinterher über ein „Gänsefahlschmalzbutterle“. Die Hauptsache ist von jeher gewesen, daß es Weihnachten üppig zugeht. Denn so glaubte man — die Menge der Speisen sei vorbedeutend für den Uberschuß des kommenden Jahres! In manchen deutschen Gegenden wurde der Christabend in derber Anschaulichkeit geradezu Dickbauchabend genannt. In Schlesien ist noch jetzt die Meinung verbreitet, daß der, der sich bei dieser Gelegenheit nicht ordentlich vollesse, im nächsten Jahre hungern müsse. Die Völlerei war nicht Selbstzweck; es sollte noch recht viel übrigbleiben für die Engel, die guten Seelengeister, damit auch sie rundum satt wurden an diesem Tag. Die Reste aber streute man den Vögeln auf die Bäume mit den Worten:

„Bäumchen, hier hast du vom Christfest ein Stück,
Sib es uns wieder und bringe uns Glück!“

Freilich ließ es sich nun ja keineswegs durchführen, daß man überall alles aß, und so trat denn für die Unzahl die beschränkte, die symbolische Zahl ein. Als solche galt vor allem die Neun. Neunerlei Speise wurde in Niederschlesien genossen, in Jauer oder Sprottau z. B.: Wasserjuppe, gelbe Suppe, Erbsen oder Hirsen, Kraut, Karpfen oder Hering, gebackene Birnen, Pilze, Butternudeln und Mohnklöße. Aber fast jedes Dorf hat da seine Besonderheiten. Vielfach wurden nur sieben Gerichte aufgetischt, wie die christliche Sieben ja so oft die ältere Neun verdrängt hat. Aber weder die sieben noch die neun

Speisen umfassen alles, was in der Weihnachtszeit gegessen wurde. Und mindestens Apfel und Nuz müssen wir noch erwähnen, die überall im Fruchtbarkeitszauber so bedeutsam hervortreten.

Aber das Allerschönste um die Weihnachtszeit ist und bleibt für groß und klein das Weihnachtsgebäck! Wenn der geheimnisvolle süße Duft der Zimsterne und Printen, der Lebkuchen und des Spekulatius durchs Haus zieht, dann ist jeder wie verzaubert. Die Kinder bekommen erwartungsvolle, glänzende Augen, und die Erwachsenen träumen sich in liebe Kindheits Erinnerungen zurück, als wir Mutter helfen durften, Mandeln wiegen, Zitronat zerschneiden, und mit Weingläsern aus dem süßen Ruchenteig Kringeln ausstechen

Kein anderes Land kennt diesen schönen Brauch der Weihnachtsbäckerei so sehr wie wir. Schon unsere heidnischen Vorfahren haben zur Winter Sonnenwende, wenn die Götter aus Walhall zu ihnen herniederstiegen, an heiliger Stätte Opferbrote gebacken, die sie in ihren mit Mistelgrün geschmückten Wohnstätten zum Empfang bereitlegten. Manche Brote zeigten die Form des wilden Reiters Wotan, der auf seinem Schimmel Sleipnir durchs Land ritt. Diesen heidnischen Glauben und Brauch hat das Christentum später übernommen und den Sankt Nikolaus geschaffen, der ebenfalls auf einem Schimmel reitet. Eine Sitte, die in Rheinland, Westfalen und Friesland, aber auch im benachbarten Holland und Flandern zu einem der schönsten Kinderfeste des Jahres geworden ist. Unvergänglich ist solch ein Nikolausabend, wenn die dämmrige Stube dichtgefüllt mit Kindern ist und die hellen, erwartungsvollen Stimmen singen:

Nikolaus komm in unser Haus,
Pack Deine große Tasche aus,
Setz Dein Schimmellehen untern Tisch,
Daß es Heu und Hafer frißt,
Heu und Hafer frißt es nicht,
Zuckerbrezel kriegt es nicht. . . .

Alter Brauch hat sich selbstverständlich auch den Backformen mitgeteilt. Es werden Niklaskiäls gebacken, die auf einem Brettchen befestigt sind. Im Münsterland sieht so ein Niklaskiäl wie ein richtiger Bischof aus. In der niederrheinischen Gegend hat man einen Schwanenritter daraus gemacht, in Anlehnung an die Sage vom Lohengrin und der Schwanenburg bei Kleve. Im Siebengebirge reitet der Niklas auf einer Hirschkuh, im Bergischen Land hat er eine weiße Conspfeife im Mund und Knöpfe und Augen aus Korinthen. Diese Form ist auch im nahen Holland üblich. Im Ravensbergischen, bei Minden und Bielefeld herum, backt man „Stutenwieskes und Stutenmenkes“, die eine Nachbildung der guten Hausgeister darstellen und Segen bringen sollen.

Zu einem echten Weihnachtskaffee gehört vor allen Dingen der „Christstollen“, ein urdeutsches und uraltes Backwerk, das schon im 14. Jahrhundert bekannt ist. Der Bischof von Bamberg erteilte nämlich im Jahre 1329 in

seinem Bistum dem Bäckergewerbe nur dann das Innungszeichen, wenn zu Weihnachten zwei Brote gestiftet wurden, die weder die Gestalt eines heidnischen Gottes, noch eines ihm geweihten Tieres haben durften. Da kam man auf den Gedanken, das in Windeln gewickelte Christkind nachzubilden: Teig wurde über einer süßen Fülle aus Mandeln, Zitronat und Rosinen zusammengeslagen und zu einem würzigen Weihnachtsbrot gebacken. Von Bamberg wanderte der Brauch ins nahe Thüringen. Dort gab der Bäcker dem Stollen mit seinem Scheitholz seine besondere Form und nannte ihn „Schietchen“ oder „Scheitchen“. Kurz und gut: dieses köstlichste aller Weihnachtsbackwerke fand seinen Weg durch ganz Deutschland, nur daß jede Gegend ihm einen anderen, volksmündlichen Namen gab. Hessen nennt ihn Schoren, Hamburg und Bremen bezeichnet ihn mit Klöwen, Schleswig-Holstein mit Weihnachtsstuten. In Straßburg wird er Suppenbengel genannt, in Württemberg Seelenmichel. In Schlesien heißt er oft nur Christbrot und ist wie das hier gebräuchliche Gelbbrot doch anders als im Westen zubereitet; wichtig ist nur, daß recht viel Eier zugetan werden. Gebräuchlicher ist die Bezeichnung „Striezel“, und der wird oft mit den Worten „Ich schenke dir den Heiligen Christ“ überreicht.

Im Werratal backt man den Stollen in Hufeisenform, damit er gleichzeitig Glück bringen soll. Im Vogtland glaubt man, daß im kommenden Jahr jemand sterben wird, wenn der Teig zum Stollen nicht aufgeht. Aber wie er auch genannt werden mag — eins steht fest: wenn so ein zuckerbestreuter, duftender Weihnachtsstollen angeschnitten wird, wenn die Mutter mit einem Seufzer der Erleichterung feststellt, daß er wohl gelungen ist, dann leuchten die Augen und in dem andächtigen Schmausen liegt die größte Anerkennung für Mutters Backkunst.

Eine nicht minder große Rolle wie der Stollen spielt das Kleingebäck zu Weihnachten, und auch da ist eine solche Mannigfaltigkeit der Form, der symbolischen Bedeutung und Bezeichnungen festzustellen, daß die Fülle geradezu unererschöpflich ist.

Versuchen wir einmal, einen Rundgang durch deutsche Küchen, an den weihnachtlichen Backöfen entlang zu machen.

Da ist zunächst ganz im Westen die Aachener Printe zu nennen. Wer kennt nicht dieses knusprig braune, plattgedrückte, längliche Gebäck? Der Name Printen stammt übrigens von dem altdeutschen Wort „Prenten“, das heißt drucken. Ganz alte Printenformen deuten auf heidnischen Ursprung: es gibt den Sockelreiter als Sinnbild des kommenden Jahres. Ein Schimmelreiter stellt genau wie beim schon erwähnten Spekulatius den Gott Wotan dar, und eine Spinnerin ist die Göttin Perchta, die Anführerin der himmlischen Geistercharen. Im Volksmund heißt es, daß Karl der Große, als er in Aachen gekrönt wurde, sich an Printen gesund gegessen hat. Ob's wahr ist? Wer weiß! Jedenfalls haben die Printen eine verdauungsfördernde Wirkung, was jeder um die Weihnachtszeit selber ausprobieren mag. ...

Am Niederrhein, über Westfalen nach Oldenburg hinauf, ist ein wunder= schöner Brauch, das „Iserkokenbacken“, gang und gäbe. Da wandert bei den alten Bauerngeschlechtern in den Tagen nach Weihnachten das altererbte „Rokenijser“ von Haus zu Haus. Uralte Rezepte haben sich auf Kindeskinde vererbt, und immer wieder guckt eine junge Generation andächtig zu, wenn Mutter am heißen Herdfeuer zischend den Teig in die eiserne Zange rinnen läßt und die zerbrechlichen Röllchen oder Hohlhippen bäckt, auf denen wunder= schöne Motive aus der biblischen Geschichte eingekerbt sind. Am Neujahrsmorgen, wenn die Gratulanten in der Nachbarschaft rundgehen — Väter im hohen Zylinderhut und Mütter im besten Schwarzseidenen um den ebenfalls traditionellen „Epsfel“, einen selbstgebrauten Likör aus schwarzen Johannis= beeren zu trinken, und die Iserkoken zu probieren, dann wird sich heraus= stellen, wer das feinste Rezept hat und wer am besten die zartgoldgelbe Farbe getroffen hat!

In Schleswig-Holstein backt man sogenannte Ochsenaugen. Das sind runde Pfefferkuchen, die in unheimlichen Mengen besonders zu Neujahr vertilgt werden. Auf Rügen gibt es den Westermiggekuchen, ein Gebäck, das von Schweden herüberkam. Thörn hat seine „Katharinchen“, so benannt nach dem Katharinentag vier Wochen vor Weihnachten, an dem man mit dem Backen der Pfefferkuchen und Lebkuchen beginnt.

Der Mohnkuchen, der neben den Mohnpielen in Brandenburg und den Mohn= klößen Schlesiens vielfach im deutschen Osten gegessen wird, weist den Cha= rakter des Gebäckbrotens nicht stets so deutlich wie andere Gebäcke auf. Noch weniger ist das bei den Jauerschen Bienenkörben der Fall.

Weil nun die Speisen eigentlich um ihrer geheimen Kräfte willen verzehrt wurden, so wurden sie und ihre Überreste auch zu allerhand Zauber tauglich befunden. Wie mit den Fischschwänzen den Kindern die Augen ausgerieben wurden, so hob man von den Weihnachtsstriezeln einen auf und reichte ihn stückweise gegen Krankheiten.

In Ostpreußen ist ein alter Brauch noch heute lebendig, den ich erzählen möchte. Am 30. Dezember gehen auf dem Lande die heiratslustigen Mädchen zur Mühle, um sich Mehl und Staub zu holen. Daraus backen sie einfache Kloße, die sie am Silvesterabend auf eine niedrige Schüssel legen, und zwar für jedes Mädchen einen Kloß. Dann wird ein Hund in die Stube geführt, und welchen Kloß er zuerst frißt, das Mädchen wird im nächsten Jahr glück= liche Braut. In manchen Dörfern, in denen der Aberglaube noch stark lebendig ist, werden zu Weihnachten sogenannte Fieberbrötchen gebacken. Man schlägt ein Kreuz darüber und glaubt, daß sie im Laufe des folgenden Jahres durch ihren Genuß das Fieber der Kranken vertreiben. Auch backt man dort noch jetzt kleine flache Kuchen aus Roggenteig für das Vieh, in Stern= oder Kreuzform, oder als Katzen und Kühe und verspricht sich davon, daß sie Unheil beim Vieh verhüten. Ja, in der Allensteiner Gegend bindet man solche kleinen Kuchen sogar unter das Stroh, mit dem man die Apfelbäume gegen den Frost schützt — der Glaube ist des Wunders liebtes Kind. . . .

In Bayern schenken die Mädchen zu Weihnachten den jungen Burschen ein Klößenherz, eine Art Birnenbrot. In Schwaben werden die „Springerle“ gebacken, in Württemberg das Hützelbrot. Im Schwarzwald backt man zu Neujahr den „Seelenzopf“ aus feinem Mürbeteig, auf dem Lande „Kunstmürbs“ genannt. In Tirol werden in der Pfanne Schmalzkücheln gebacken. Wenn die ersten in der Pfanne brutzeln am Heiligabend und der Schmalzgeruch durch den Rauchfang in die Nachtluft steigt, muß man dreimal ums Haus gehen und sich von Herzen etwas wünschen. Das geht gewiß in Erfüllung. Und da wir gerade beim Wünschen sind, will ich verraten, daß die Stubenvögel herrlich singen lernen sollen, wenn man ihnen Krümel vom Weihnachtsgebäck hinstreut. Und wenn man den Schulkindern das ganze Alphabet in Buchstaben backt und Weihnachten zu essen gibt — dann kommen sie Ostern mit lauter Einsen nach Hause! Wer's nicht glauben will, mag es selber ausprobieren!!!

So könnte ich noch viel erzählen von weihnachtlichem Backwerk, von weihnachtlichem Glauben, von alter Sitte und Art, die sich seit Jahrhunderten, allen Zeitströmungen zum Trotz, wunderbar in unserem Volk erhalten haben. Und so soll es bleiben! Immer wieder sollen zur Weihnachtszeit Frauenhände nicht müde werden, alter Tradition getreu, Wunderdinge in der Küche zu zaubern und die Festfreude durch einen ausgezeichneten und liebevoll hergerichteten Schmaus zu erhöhen.



Hans Brochenberger, ein schlesischer Holzbildhauer

Von Alfred Schred

Die heimatliche Alpenlandschaft, das Erleben des Frontkrieges, die Erschütterungen beim Anbruch einer anderen Weltordnung: das alles formte diesen Menschen und den Künstler in ihm und gab ihm seine Sendung.

Berchtesgaden

Wer von Salzburg kommend über Hallein nach Berchtesgaden hinüberwandert, geht an seinem Vaterhause in Schellenberg vorbei. Was in dem Buben keimen mochte? Einmal träumte er so tief, daß er seine Pflicht als Lärtejunge verschloß. Als er erwachte, ging er zur Mutter einer Schulkameradin und wollte „Das Buch vom Lebensbaume“ haben! — Vier Jahre Schnitzschule Berchtesgaden, eine gute Grundlehre. Die Bahn war noch nicht gebaut, so lief er Montags mit dem Großvater, dem Salzbergmann, hinunter, und kam Samstag abend heim. Hier wie nach Ablauf der sechs Semester Kunstgewerbeschule München von den Lehrern gelobt, ging's auf ein Reise-Stipendium, als Ergebnis eines Akademie-Wettbewerbes, nach Italien. — Hohe Begabung und ungewöhnlichen Fleiß schreibt ihm 1911 Professor Neßer in Düsseldorf zu. Dann noch ein Jahr auf Architektur und Plastik bei Professor Seidler, München.

1914/1915

Das riß ihn mitten hinein, den Kriegsfreiwilligen. Bis ihn in Galizien des Todes Meißel streifte. Soldatengeschick — was weiter davon reden. Viele waren weit länger draußen als der Brochenberger, aber gewandelt wie ihn hat es wenige! Körper und Seele sahen, handelten nun anders. Gut für ihn — für uns.

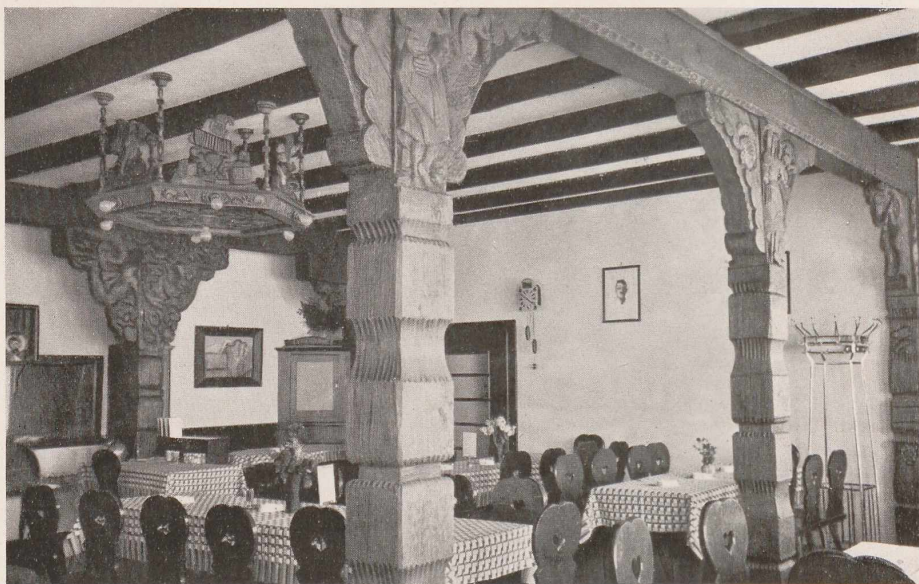
Warmbrunn

Dem Ende eines Böns, Thylmann, Flex und anderer entgangen, erhielt Brochenberger 1916 den Lehrauftrag an der Kunstgewerblichen Fachschule für Holzschnitzkunst in Warmbrunn. Er ist dort weniger selbständig hervorgetreten, sein Können gehörte dem Unterricht der Schüler. Der Kriegszeit entsprechend, besuchten junge Leute die Schule, in denen ein schöpferischer Wille erst geweckt werden sollte. An deren gegenwärtiger Künstlerschaft spüren wir, welch eine Persönlichkeit ihre ersten Schritte überwachte. Die Namen Benna, Menzel, Schneider und Weiser sind bereits weiteren Kreisen bekannt geworden. Während Brochenbergers Lehrtätigkeit ging 1916 aus der Warmbrunner Schule eine Wanderausstellung „Kriegergrabmale“ hervor, die auf ihrem Wege weithin in deutschen Landen ehrliche Anerkennung fand und vielen zur rechten Zeit auf einem Gebiete Anregungen gab, das noch jetzt ernste Beachtung erfordert. — Ich weiß nicht, ob anlässlich der 25-Jahr-Feier der Schnitzschule ihres einstigen Lehrers Erwähnung getan



Hans Brothenberger: Schlesiſches Tanzpaar
Andreasbaude (Holzschnitt am Tragbalken)

Aufn.: H. A. Schreck



Inneres der Andreasbaude
(Reimswaldau)

Aufnahmen: Schreck, Peterwaldau
(Eule)



Holzbildhauer Hans Krochenberger
bei der Arbeit
Andreasbaude (Waldenbg., Biegegend)

wurde. Das hier Gesagte möge als Ergänzung dienen. — Dezember 1918 beendete Hans Brochenberger sein Lehramt nach der Rückkehr dell'Antonios vom Kriegsdienst. Ein schönes Beispiel eines Zusammenwirkens beider Künstlernaturen ist das Warmbrunner Ehrenmal. In Schlichtheit der Haltung und des Gewandes wurde diese trauernde Frauengestalt nach einer Statuette von Professor dell'Antonio, ergreifend ins GroÙe, durch Brochenberger in Stein übertragen.

Hirschberg

Bis 1923 an einer Bildhauerwerkstatt beteiligt, die in der letzten Zeit sein Eigentum wurde. Hier entstanden Entwürfe und Ausführung einer ganzen Reihe öffentlicher Kriegerdenkmäler, die sich von den vielen in Kunstwerk, Form und Material hervorheben. Trefflich in den Rahmen der Landschaft vor dem Gebirge gebracht, ist zum Beispiel das Denkmal in Krummhübel. Neben dem Riesengebirgsgranit verwendet dieser Künstler auch Holz zu Grabmalen. Steht es doch bei sachgemäÙer Behandlung an Haltbarkeit wenig hinter dem Stein zurück, übertrifft ihn aber oft an Wärme des Ausdrucks. — Zugleich fanden mannigfaltige Kleinplastiken in Holz, oft von recht spaßiger Idee, wie als Umkehrung zu den obengenannten ernstesten Themen, ihren Weg in öffentliche und private Räume.

Jannowitz (am Riesengebirge)

Dann arbeitet Hans Brochenberger in einem Künstlerhäuslein, eigentlich seitab von der Öffentlichkeit, inmitten der Bobertal-Landschaft, am Wald. Aber keineswegs weltabgewandt, sondern sein Schaffen wendet sich mehr denn je an die Allgemeinheit, vorzugsweise auf dem ihm eigentlichen Gebiete der Holzbildhauerei. Freie Plastik, Porträts, Dekoration, Kunst für Innen und Außen, Kronleuchter für Festräume und Gastzimmer in Entwürfen, die neu, einmalig sind und dem Hausgeist entsprechen. Soweit es dem bildhaften Ausdruck der Plastiken zuträglich ist, wird mit Wasserfarben angetönt, nicht etwa mit Ölfarbe zugedeckt. Innerhalb zehn Wochen wurden 1927 für die Fassade am Grand Hotel in Spindlermühle sehenswerte Holzreliefs geschaffen. Da scherzt Rübezahn mit den Zwerglein oder vertreibt böse Dämonen aus seinem Reiche; da balzt und liebt, singt und rodeln man; ein Hirsch ist auf der Flucht, der Fuchs beim Stehlen. — Es entstanden die Füllungen zu der schön gegliederten Front eines Bürgerhauses auf der Neuen Herrenstraße in Hirschberg. Südlich des Riesenkammes haben Adolfsbaude, Peterbaude und andere Gaststätten Arbeiten aufzuweisen. Und auch in mancherlei Kleinplastiken läßt er das gewachsene, in Bildwerke fortgeleitete Holz reden, lachen und leben. „Se brauchta ock blufsig wulln“, würde Schenke=Ernst sprechen. Mit dieses Dichters treffenden Humor sind Brochenbergers Plastiken verwandt, in gut schlesischer Gemütstiefe. Die Gleichzeitigkeit seines schöpferischen Werdens mit der echten volksmusikalischen Erneuerung (und seine Herzensverbundenheit mit dem gewachsenen Volkslied) ist kein Zufall! Was 1916 Willi Lange-Dahlem von den Arbeiten der Warmbrunner

Schule schrieb, läßt sich auch auf Brochenberger beziehen. „Deutsch sind diese Werke nicht im Sinne eines schon wieder zur Geschmacksmarke werdenden, mißbrauchten Schlagwortes, sondern in tiefster Wurzel. Aufrecht ist ihr Stil, stammverwandt dem deutschen Wald.“

1928/1933

Das waren Jahre, die auf Biegen oder Brechen gingen für Menschen seines Schlages. Einige Zeit verlegte er seine Werkstatt hinüber zu den blutnahen Sudetendeutschen, denn wer im Reich noch Geld zu Aufträgen hatte, verstand ihn nicht. — Endlich aber zog auch ihn das Sonnenwendfeuer deutscher Erneuerung wieder ins Schlesiſche, und wie ihm von je ums Herz war, hört er es nun in den großen Kulturreden von Männern an alle Welt gerichtet, die sich immer wieder Kraft holen aus seiner Berchtesgadener Heimat. Da wird es eine Luft zu schaffen, wie in vierzehn Wochen voll schöpferischer und körperlicher Anspannung die Schnitzereien in der neuen Andreasbaude (im Waldenburger Bergland) entstehen, vom Waldschrat bis zum Skiläufer! Das SA-Heim in Jannowitz verdankt ihm einen Adler als mächtiges Hoheitszeichen in Holz. Aus seiner Hand stammen die Beleuchtungskörper im neuen „Dahlhof“ zu Liebichau.

Ein Brief aus diesen Monaten spricht in Rückschau und Ahnung:

„...Vielleicht wäre ich kaputt, wenn die Wurzeln meines Schaffens nicht in tiefsten Quellen des Volkstums stecken würden, da ich in den letzten Jahren trotz vieler Sympathien doch isoliert war mit meinen Gestalten. Ja, das Reich, das in meinem Herzen unbewußt war, die Gesinnung im Werk, die mich in unserer so kranken Zeitenwende gesund erhielt, diese Gesinnung muß zum Durchbruch kommen. Zur Zeit darf ich gar nicht daran denken, wenn die Projekte ausreifen sollten, vor denen ich im Augenblick stehe, es wäre zu viel und zu schön. Wir alle freuen uns, zu wissen, daß ein völkisches Besinnen aufwärts führt, und die nationale Erhebung eigentlich nichts anderes ist als dieses Besinnen; natürlich nicht die alten Formen bilden den Kern, sondern nur die Gesinnung, die in alten Gestalten und Formen lag. Das Schurzfell eines Peter Bischer darf sich wieder auf der Straße sehen lassen. Mein Schaffen hat eine Heimat und ist noch nie heimatlos geworden, wo so viele ihre Heimat verleugneten, vergaßen; doch jetzt finden sie nicht mehr ihre Heimat. Vom Wald zur Hütte, zur Stadt und Akademie ist es leichter als zurück.“



Ein Tag ist zu Ende

Seruhig hinter Nebelschleiern
liegt nun der Tag. Wir wollen feiern,

Bücher und Bilder stumm betrachten,
auf das verborgene Leben achten.

Wir wissen nicht, wann wir dort münden,
wo sich die Sterne nun entzündn.

Günther Jordan



Alte Frau

Im Mietshaus wohnt eine alte Frau,
Ihr Blick ist trüb, ihr Haar ist grau.
Sie trägt von Sorgen gebeugt den Rücken
Und stützt ihn mit halbzerbrochenen Krücken.
Noch hält die Arbeit die Kräfte rege,
Und sie verbittet sich helfende Pflege.

Sie führt ihre Wirtschaft allein im Haus
Und wandert noch weit in die Heide hinaus.
Sie sammelt Pilze, sie erntet Beeren
Und sucht im Felde die letzten Ähren,
Sie sammelt im Walde Ast um Ast,
Und schleppt nach Hause die schwere Last. —

Ein spielendes Kind, ein Vogel im Baum,
Gesegneter Schlaf und Glück im Traum,
Eine Blume am Fenster, ein stilles Gebet,
Ein wenig Kraft, die sie erstleht —
Das sind ihre Wünsche, das ist ihr Leben
Im hohen Alter, im letzten Streben.

Her mann Otto Thiel

Fliegernovelle um eine Kriegswihnacht

Von Alfred Hein

Oberleutnant Rhoden konnte ohne seinen täglichen Erkundungsflug nicht leben. „Ich muß der Kathedrale von Reims meine Reverenz gemacht haben, sonst kann ich nicht schlafen.“ Er wußte, daß er hüben und drüben „Der Flieger von Notre Dame“ genannt wurde — denn nach jedem Beobachtungsfluge die Front entlang holte er zu einer Kurve um die hohen Türme des erhabenen gotischen Domes aus; dann sah er die Bürger von Reims die Hälse recken, und manchmal flog er trotz der von allen Seiten losrauchenden Flugabwehrgeschütze so tief, daß er auch erhobene Säufte erkennen konnte. Denn vor ihm rissen sie nicht aus und verkrochen sich in die Keller; sie wußten, der „Flieger von Notre Dame“ warf keine Bomben. Seit zwei Monaten besuchte er mit seinem sonnengelb und himmelblau gestrichenen Doppeldecker die heilige Stadt der Jeanne d'Arc. Nach ein paar mißglückten Versuchen französischer Flugstaffeln, die einige Zeit lang zu wahren Jagden auf Rhoden sich gesteigert hatten, ließ man ihn in Ruhe. Keiner vermochte den in flinken Spiralen, überraschenden Wendungen, waghalsigen Gleitflügen immer wieder Entweichenden auch nur ins Schußfeld seines Maschinengewehres zu bekommen. Aber Rhoden hatte bei diesen Jagden vier Franzosen heruntergeholt und verdiente sich auf diese Weise „so nebenbei“, wie er zu jagen pflegte, den *Pour le mérite*.

Im Grunde kam es ihm viel mehr auf Erkundungen an, in denen er ein bei allen Stäben berühmter Meister war. Kaum eine Veränderung des Schützengrabenlabyrinthes der Champagne mit seinen zehntausend kreuz und quer versponnenen Laufgräben, Reserve- und Hauptstellungen, Sappen und Trichtern blieb ihm verborgen. Das Netz der Front spiegelte sich in seinem Hirn so klar und bis in die verlorenste Aftelung noch sich bewußt wie die Straßen seiner Vaterstadt; fast instinktiv spürte er jedes auffällige Lebendigwerden eines Grabenabschnittes — unzählige Sturmangriffe des Feindes wurden durch Rhodens Wachsamkeit abgefangen oder ganz vereitelt. Und seine täglichen Meldungen über die Unversehrtheit der stets von der deutschen Artillerie mit Ehrfurcht geschonten Kathedrale waren der deutschen Heeresleitung eine wirksame Propagandawaffe gegenüber den Lügennachrichten der Franzosen, die Deutschen hätten dieses gotische Weltwunder zerstört. Am 24. Dezember 1916 stieg Gerhard Rhoden auf, um nicht mehr zu seiner Flugstaffel zurückzukehren. Wie stets flog er auch an jenem Weihnachtstag allein; jede Begleitung zu seiner Sicherung lehnte er ab. „Flieg wenigstens nicht um die Kathedrale!“ schrie einer der Kameraden, die noch eine Strecke neben dem anlaufenden Flugzeug mitliefen, in das Sausen des Propellers hinein; doch er verstand es nicht, zuckte die Achseln, lachte und war fort.

Ein Sturm erhob sich plötzlich, als er sich Reims näherte — Schnee und Hagel hinderten die Sicht, das Flugzeug stöhnte und schwankte — der

Propeller setzte aus — er kehrte um — zu spät! Der Propeller bricht — Rhoden mußte notlanden. In einem tollkühnen Gleitflug ging er nieder.

Gefangen! Schon liefen die Poilus mit drohenden Flinten herbei!

Er geriet in ein Etappenlager hinter Reims. Orden und Rangabzeichen wurden ihm von wütenden Händen sofort abgerissen. Der Feind an der Front bewies eine natürliche Achtung auch dem Gegner; die Etappe war von einer großmütigen Unbarmherzigkeit erfüllt. Man spie in wahrhaftig an.

Und jetzt erklang auch das furchtbare Wort: „Boche! Boche!“

Rhoden verlangte, vor den Kommandanten des Lagers geführt zu werden. Anscheinend war es eine Proviantverwaltung. Einer, der tatsächlich Offiziersabzeichen trug, grinste und spuckte höhnisch vor ihm aus — die anderen johlten Bravo: Also das war der Kommandant.

Gerade als man ihn in einen Keller hinunterstieß, aus dem es nach verfaultem Fleisch widerlich roch, fuhr ein Auto vorbei, dem französische Fliegeroffiziere entstiegen. Sie fragten mit noch ungläubigen Mienen nach dem „Flieger von Notre Dame“, dessen sonnengelb-himmelblaues Flugzeug ihnen auf dem Felde entgegenleuchtete — Rhoden wurde ihnen vorgeführt — sie glaubten nicht, daß er es selbst wäre, sie hatten ihn alle für kugel- und wetterfest gehalten und bestürmten ihn mit zehn Fragen zugleich.

Rhoden nickte nur: Ja, er sei wirklich der Flieger von Notre Dame. —

Empfände er es nicht als eine Versuchung des Himmels, selbst am Tage des Weihnachtsfestes den Frieden der Kathedrale zu stören? Er hätte doch gewiß immer erkundet, wie sie am besten und schnellsten zertrümmert werden könnte. Nun sei er durch seine Notlandung bestraft.

Rhoden beteuerte das Gegenteil. Die Deutschen hingen mit gleicher Liebe an dem wunderbaren Kunstwerk der Franzosen.

Die Horde der Etappenleute schlug ein brüllendes Gelächter an, die drei Fliegeroffiziere lächelten ungläubig, und einer sagte: Die Boches sind und bleiben Barbaren, sie haben kein Herz. Er sagte das Wort „Boches“ so selbstverständlich, gar nicht mehr gehässig, es war ein feststehender sachlicher Ausdruck in seinem Munde.

Dieser Mund war gütig. Das Gesicht edel und rein. Die Augen leuchteten voll Seelentiefe.

Rhoden sah in die Augen des Feindes und sagte, aus seinem Schulfranzösisch ein wenig mühsam die Worte zusammensuchend, gerade heute am Weihnachtstag gäbe es nirgends in der Welt soviel voll inniger Hingabe schlagende Herzen wie in Deutschland. — Wenn er ihm das doch beweisen könnte!

Sie wollten lachen. Sie wollten abermals Boche sagen. Es gelang ihnen nicht mehr. Sie spürten, daß sie Rhoden unrecht getan hatten. Vor ihnen stand ein Mensch, der die Achtung des bittersten Feindes durch sein starkes, grundgütiges Wesen erzwang.

Leutnant Léon, der hübsche, junge Offizier, der die abfälligen Worte gesprochen hatte, reichte Rhoden in einer plötzlich hingeworfenen Aufwallung die Hand; die beiden anderen Fliegeroffiziere flüsternten miteinander, dann riefen sie den Stabsoffizieren zu, sie nähmen den Deutschen (sie sagten nicht mehr das böse Wort) zum Stabskommando mit.

Rhoden dankte den Dreien mit einem frohen, gelösten Blick; er wollte auch den anderen beiden Fliegern die Hand reichen — doch das wurde wie von ungefähr übersehen.

„Sie sind eine Ausnahme,“ sagte Leutnant Léon, als sie zusammen im Auto saßen und gen Süden weiterfuhren.

Rhoden lächelte: „Ja, vielleicht. Meine Landsleute sind gewöhnlich noch gutherziger als ich.“

„Sie lügen aus Patriotismus.“

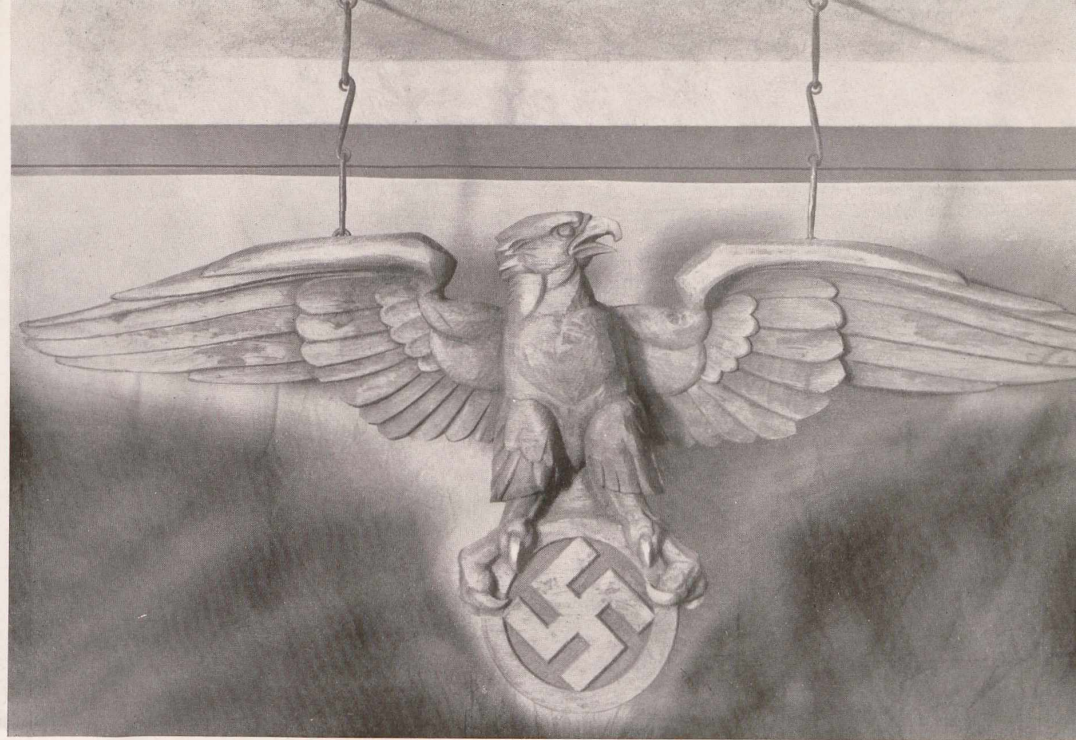
„Könnte ich Ihnen Deutschland zeigen, wie es ist — heute — heute am Heiligen Abend —“

„Warum — nicht?“ griff der impulsive Franzose sofort den Gedanken auf. „Das ist doch unmöglich.“

Aber schon wurde der fantastische Gedanke in Leutnant Léon abenteuerliche Tat. Er sprach auf seine Kameraden ein. Die wehrten erst ab. Dann gaben sie nach — man sah, er war der Liebling seiner Kameraden, dessen schmeichelnden Blicken sie nichts abschlagen konnten — und kehrten um. Plötzlich befand sich Rhoden wieder vor seiner Flugmaschine — es währte keine zwei Stunden und man hatte den Propeller in Ordnung gebracht. Leutnant Léon erschien mit einem Male als deutscher Husar. Zum Rittmeister avanciert.

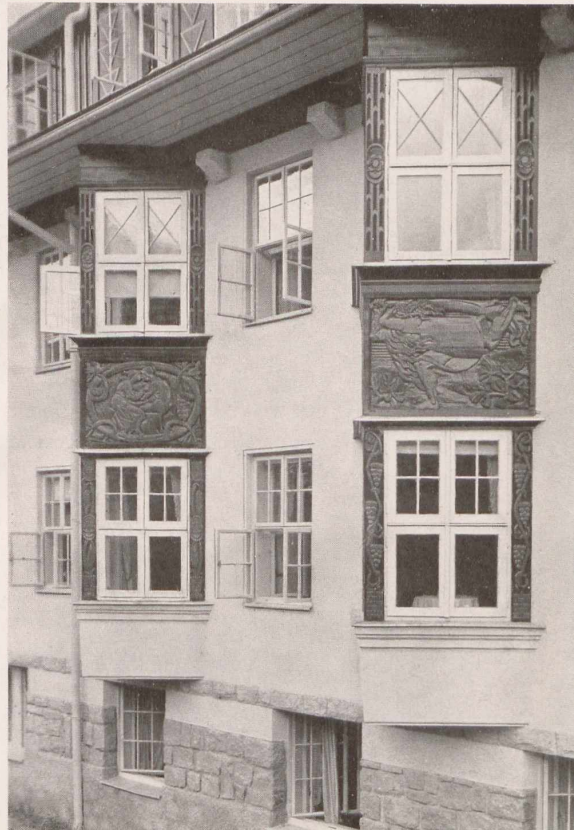
Rhoden mußte sein Ehrenwort geben, binnen sechs Stunden wieder in Frankreich zu landen. Leutnant Léon würde das Flugzeug führen. Wenn er den Leutnant irreleitete oder verriet, würde dieser sich zu schützen und zu rächen wissen. Rhoden gab sein Wort, und er sah, daß man ihm vertraute. Irgendwoher fanden sich auch Achselstücke, die man ihm wieder auf die Schultern heftete. Rhoden lächelte: er war von den Franzosen zum Major befördert worden. Auch eine deutsche Ordensschnalle mußte er anlegen, Auszeichnungen, die er zum Teil gar nicht besaß.

Als sie schon — es war zwei Uhr nachmittags geworden — unter dem Feuer der französischen Flugabwehrgeschütze die Front überflogen, erfuhr der Deutsche aus den Worten seines seltsamen Gefährten bald, daß der Feind hoffte, ein anderes Deutschland zu sehen, als es ihm nach seiner Meinung vorge spiegelt werden sollte. Voller Trauer und Wut. Ohne den Glanz der Feier. Hungernd. Müde und mürrisch. Das gäbe dann großartiges Material für die französischen Zeitungen, in denen der Ehrgeizige schon sein Bild als Ritter der Ehrenlegion prangen sah.

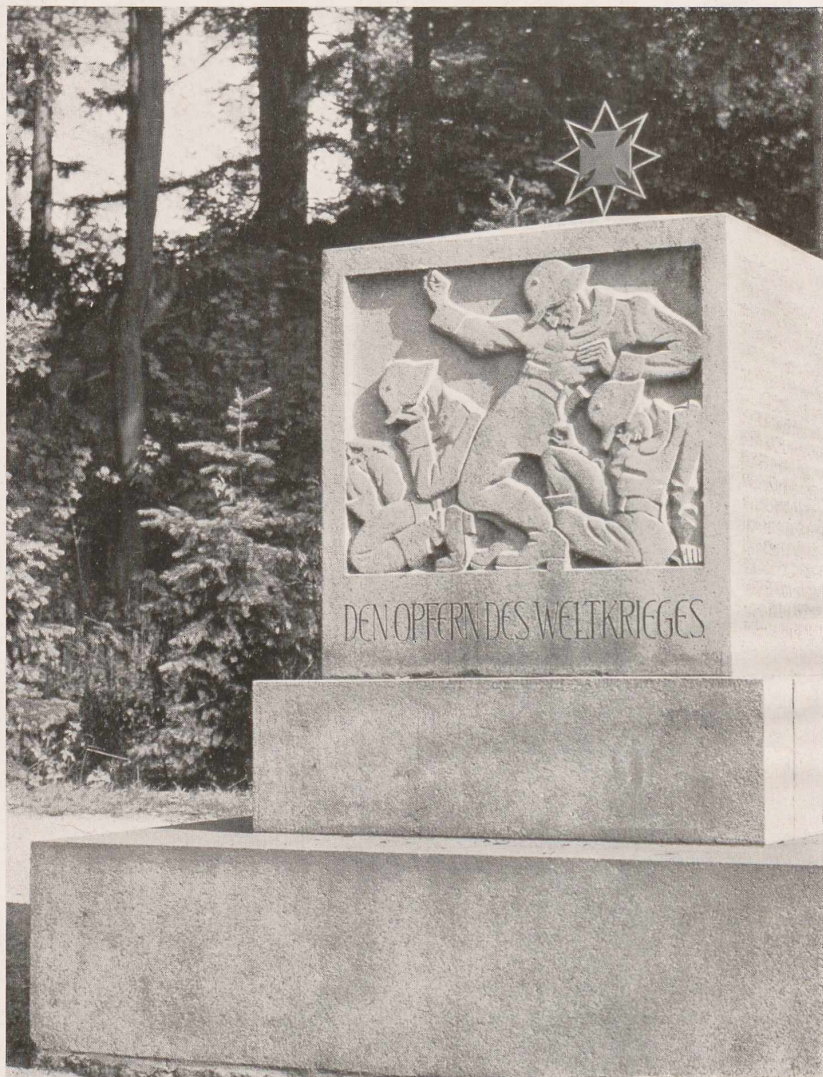


Hans Brochenberger: Hoheitszeichen im SA-Heim
Jannowitz, Bsgb.

Aufnahmen: S. A. Schreck



Hans Brochenberger: Holzschnitt an einem Hotel,
Spindlermühle



Hans Brochenberger: Gefallenen-Denkmal, Jannowitz, Rsgb.

Aufn.: H. A. Schreck

Rhoden lächelte. — — — Er wußte um die unzerstörbare Andachtseligkeit eines deutschen Weihnachtsabends.

In einer Waldlichtung wenige Meilen hinter der deutsch-französischen Grenze landeten sie unbemerkt. Der Abend dämmerte herauf. Rhoden hielt ein vorübergehendes Militärauto an und wurde mit seinem scheu und wachsam gewordenen Begleiter in das nächste Städtchen — die Fahrt währte kaum fünf Minuten — mitgenommen. Er erzählte dem Feldwebel ganz offen, daß sein Kamerad und er — dabei lächelte er Léon verschmitzt an — zu einem kurzen Weihnachtsurlaub mit dem Flugzeug herübergeflogen und hier im Walde gelandet seien. Nun wollten sie in dieser Stadt einen guten Freund besuchen. Am Marktplatz stiegen die beiden Offiziere aus. Ohne Argwohn fuhr der Bizfeldwebel weiter.

Die kommende Stunde wurde für Rhoden und Léon die unvergeßlichste des Lebens. Schon flammte hier und da in den Fenstern ein Kerzenbaum auf, von der Kirche her erklangen die Weihnachtsglocken, in den Krambuden am Markt leuchteten Spielstand und Zuckerzeug wie zu Ludwig Richters Zeiten. Aus dem Dunkel der Gassen stiegen die kindseligen Weihnachtslieder herauf und nahmen des längst jeder Abwehr entwaffneten Franzosen Herz in ihr weiches Wiegen.

Léon kannte Deutschland nur aus den Reisebüchern und Zeitungen. Sie alle, das wußte er nun mit einer ihn in tiefster Seele erschreckenden Erkenntnis, als träte er jäh an einen Abgrund, gaben voll Haß und Verhetzung ein barbarisches Zerrbild, das jenseits der Vogesen noch Urwaldzeiten herrschen ließ.

Vor einem Fenster blieben sie stehen und schauten ein. Mutter und Kinder unterm Lichterbaum. Des Vaters Bild stand tannenbekrönt auf dem Tisch. Der Vater lag irgendwo im Graben: bei Ypern, am Sonzo, vor Verdun . . . ? „Schöne, gute, kluge Kinder, tout comme chez nous,“ flüsterte Léon.

Sie traten in die Kirche ein. Der Pfarrer sprach friedselige, trostsuchende und ein stilles Weihnachtshoffen auf die Gesichter zaubernde Worte.

Boches? Boches? dachte Léon und schämte sich. In welch alltäglichem Festglanz verlief die Christnacht in seiner Heimat. Man kam zusammen, aß, trank, schenkte sich auch dies und jenes nach englischer Sitte — — aber hier — hier — in Deutschland wird ja jedes Herz zu einer Weihnachtskrippe, in die sich der göttliche Knabe bettet.

Léon ruhte nicht, bis sie alle Straßen durchwandert hatten. Als sie eine der winkligen Siebelgäßchen wie im Traum durchwanderten, überall aus stillen Fenstern von Lichtertannen und den wie im Kerzenglanz schwebenden Kinderliedern zärtlich gegrüßt, da hörten sie plötzlich eilende Schritte. Soldatenstiefel. Ein Urlauber. Er rannte mit seinem Cornister, dem umgehängenen Gewehr und unzähligen am Koppel hängenden Päckchen.

Erstaunt stößt er auf die beiden Offiziere. Schaut Rhoden ins Gesicht. Steht stramm. Rhoden winkt ab. Da jubelt das frontgefurchtete Antlitz des Landsturmmannes: „Auch in Weihnachtsurlaub, Herr Major? Ach, ich bin so glücklich. Ein anderer, der weder Frau noch Kinder hat, verzichtete im letzten Augenblick zu meinen Gunsten. Sie wissen nichts zu Haus. Herr Major — zu — Haus — ein schönes Wort — für uns Feldsoldaten. — Ich muß laufen. —“

Der Landstürmer hatte Tränen in den Augen. Léon schaute ihm nach: So sieht der Feind aus? Das ist des Deutschen höchstes Glück: zu Haus sein und Weihnachten feiern?

Der Franzose, ganz in dies Sinnen versunken, merkte gar nicht, daß sie die Stadt schon verlassen hatten und die einsame Straße nach dem Walde unter tausend Sternen überm friedvollen Schnee dahinschritten. Als er aus seinen Gedanken erwachte, wollte er nochmals umkehren.

„Welch' Friede — — wie — wie — im Mutterherzen — — —“ sagte er leise in seiner Sprache. Und dann: „Ihr Volk hat nicht den Krieg gewollt — — Kamerad.“

Sie drückten sich die Hand.

„Nous avons tous — — Heimweh — — Weihnacht —.“

„Es ist Zeit!“ mahnte Rhoden den wie verückt noch immer nach der deutschen Weihnachtsstadt zurückschauenden Franzosen.

„Bleiben Sie hier! Ich nehme es auf mich!“ Léon reichte ihm verklärt beide Hände.

„Nein. Mein Ehrenwort gilt.“

Und sie flogen zurück.

„Ich heiße Germain,“ schrie Léon während des Fluges Rhoden zu. „Als der Krieg ausbrach, wollte ich mich umtaufen lassen, trug den Namen wie ein Brandmal. Jetzt erhält er für mich den mystischen Glanz dieser unvergeßlichen Nacht. Sie müssen nicht denken, daß ich nicht mehr französisch fühle. O doch! Ich werde weiter kämpfen. Aber ich werde wissen, daß der Feind kein Boche ist, sondern so gut deutsch, wie wir gute Franzosen.“

„Ja, ja!“ jubelte Rhoden. „Kämpfen Sie so — alle — alle — dann wird dieser ritterliche Kampf auch ein ritterliches Ende finden —.“

Sie landeten zur festgesetzten Zeit und wurden sofort getrennt. Man brachte Rhoden unter schärfster Bewachung in ein Gefangenenlager, wo er bis zum Kriegsende verblieb. Das Abenteuer Léons hatte höheren Orts entschiedenste Mißbilligung gefunden. Leutnant Léon wurde sofort nach Saloniki versetzt. Nach dem Kriege versuchte Oberleutnant Rhoden Germain Léon wiederzufinden. Er mußte bald erfahren, daß Germain wenige Wochen nach jenem Weihnachtsfest über dem Bosphorus abgeschossen worden war.

Rhoden dachte anfangs: Dies jammervolle Ende unseres Kampfes, Germain! Mit welch' kleinlicher Vernichtungswut handeln deine Landsleute! Sie haben nichts von deiner Weihnachtswandlung verspürt. So war alles vergebens. — — Aber langsam erfüllte Gerhard Rhoden wieder die Sieghaftigkeit alles Guten, das selbst im mörderischsten Kriege sich Oasen der Glückseligkeit in den Herzen der Menschen schuf. Der Glanz jener traumwirklichen Weihnacht umstrahlte ihn um so heller, je niederdrückender die Zeiten wurden.

In jeder Weihnacht sieht sich Gerhard Rhoden mit Germain Léon durch die christbaumglänzenden Straßen der deutsche Krippenlieder singenden Grenzstadt schreiten und feiert den größten Sieg, den er je über einen Feind errungen: den Sieg der Liebe, den Sieg der schönen Seele seines Volkes.



Nordische Nacht

Und wieder erhebt sich vom Urgrund der Erde,
Dort, wo die Finsternis brüet zumal,
Narwe, der Nachtgott, mit dunkler Gebärde
Und schreitet kampfenden Schrittes ins Tal.

Reiß strenet die Faust nun im tausenden Schwunge,
Daß knirschend erstarren Halme und Strauch,
Und dampfend wogen ins Reich der Nibelunge
Seines Mundes eis'ge Wolken von Hauch.

Derweil unter der Wurzel des Welkenbaumes
Aufsteigen jetzt Kobold- und Trollgestalt,
Und Lichtelfen tanzen im Spiele des Traumes
Bis Heimdals Tagruf vom Himmel erschallt.

Oscar Rausch

Die Schlesiſchen Provinzialblätter und ihre Begründung vor 150 Jahren

Von Dr. Ernst Boehlich

Ein Jahr iſt vergangen, das, reicher als manches andere, eine Fülle von Erinnerungen wachgerufen hat. Vielen Menſchen und vielen Dingen ſind Gedenkblätter gewidmet worden, auch in unſerer Heimat. Eines Ereigniſſes aber hat ſie über allem anderen vergeſſen, eines Vorganges, der ſeinerzeit — vor hundertundfünzig Jahren — im Geiſtesleben der Provinz als ſchlechthin einzig empfunden wurde, der bahnbrechend, anregend und von glücklichſten Folgen für Menſchenalter geweſen iſt. Im Jahre 1785 begannen die Schleiſiſchen Provinzialblätter zu erſcheinen, als die erſte Zeiſchrift der Provinz, die es ſich bewußt zur Aufgabe machte, deren Sein und Weſen, landschaftliches Eigen- und Sonderleben in möglichſt allſeitiger Geſamtschau zu erfaffen, darzuſtellen und vor der deutſchen zeitgenöſſiſchen Welt zu vertreten.

Die Umſtände, unter denen das neue Unternehmen zuſtande kam, unter denen es aufblühte, beſtand und verging, ſind mehr als flüchtige Momente einer verklungenen Epoche; ſie ſind Merk- und Mahnmale für alle Zeit.

An einem Abende des Jahres 1784, der faſt das ganze gelehrte Breslau vereinigt hatte, wurde das Bedauern laut, daß den geiſtigen Regungen der Provinz der rechte Mittelpunkt fehle, ein Organ, in dem ſie ſich ſammeln, in dem die lebendigen Kräfte der Zeit ſich darſtellen könnten. Aber nicht eitles Bedürfnis ſchreibſeliger Literaten war es, das da nach einem Tummelplatze rief; gerade der bedeutendſte Schriftſteller in dem verſammelten Kreiſe, der Philoſoph Garve, vertrat ſofort eine Anſicht, die auf nichts anderes hinauslief, denn darauf, Schleiſien als ein Ganzes zum Gegenſtande der beregten Zeiſchrift zu machen. Dieſer heimatbetonte Gedanke ſprach ſich ſtärker als in Worten in der Wahl deſſen aus, den man als Herausgeber gewinnen wollte: Karl Konrad Streit. Was ihn, den damals dreiunddreißigjährigen, empfahl, war eine erſtaunliche Vielseitigkeit, Befähigung und Kenntnisfülle. Er hatte ſich auf dem Gebiete der ſchönen Literatur nicht ohne Erfolg betätigt, er hatte mit ſeinem „Gelehrten Schleiſien“, dem „Alphabetiſchen Verzeichnis aller im Jahre 1774 in Schleiſien lebenden Schriftſteller“ wiſſenſchaftliche Qualitäten, Fleiß und Überblick bewieſen, er war — und das ſchien für den beſonderen Zweck ausnehmend wichtig — durch ſein Amt als Kammerſekretär beim Provinzialminiſterium, dem ſpäteren Oberpräſidium, mit allen Geſamtschleiſien betreffenden Angelegenheiten aus erſter Hand vertraut. Von größtem Nutzen war es, daß ihm von Anfang an ſein Kollege Friedrich Albert Zimmermann zur Seite ſtand, Kammerkalkulator bei der gleichen Behörde. In ſeiner Hand lag die Bearbeitung aller die Verwaltung betreffenden Generalien, er verfügte über

Kenntnisse, von denen die dreizehn Bände seiner „Beiträge zur Beschreibung von Schlesiens“ ein überwältigendes Zeugnis ablegen. Wenn Streit redigierte, so sorgte Zimmermann für Vertrieb und Propaganda. Es war nichts Geringes, was er damit leistete; die Provinzialblätter gewannen in kurzer Zeit die denkbar größte Verbreitung.

Dies war der Punkt, in dem die Mitwirkung eines Dritten sich entscheidend bemerkbar machen sollte. Es war gelungen, den allmächtigen Provinzialminister, den Grafen Hoym, für das Unternehmen zu gewinnen. Ihm war es zu verdanken, daß der gesamte, so exakt arbeitende Verwaltungsapparat für die Zeitschrift eingesetzt werden konnte. Es gab damals keine öffentliche Behörde, welche die Provinzialblätter nicht erhalten hätte; allenthalben waren es Beamte, die der Schriftleitung auf schnellstem Wege alle wesentlichen Nachrichten zuleiteten, Beamte auch, in deren Hand die Verteilung lag. Und es war nicht nur Schlesiens, wo die Zeitschrift sich durchsetzte, nach den Teilungen Polens von 1793 und 1795 gewann sie das ganze an Preußen angegliederte Ostland als Absatzgebiet hinzu. Es bedeutet vielleicht noch mehr, wenn auch nach dem Verluste dieses Marktes das Unternehmen lebenskräftig blieb und sogar die schweren Krisenjahre nach 1807 anstandslos überwand.

Aber die geschickteste und nachdrücklichste Propaganda hätte auf die Dauer versagt, wenn sie nicht wahrhaft einer guten Sache und einem tatsächlich bestehenden Bedürfnis gedient hätte. Wir haben Zeugnisse in Fülle, daß die Provinzialblätter geradezu mit Begeisterung aufgenommen und gehalten wurden, und das spricht ebensosehr für das Lesepublikum wie für den Wert des Organs.

Ohne Frage waren die Zeitverhältnisse, soweit die Öffentlichkeit in Betracht kommt, ungewöhnlich günstige. Es gab wenig Zeitschriften, die in weitere Kreise gedrungen wären, und die Zeitungen waren nur zum kleinsten Teile geeignet, ein tiefergehendes Lesebedürfnis zu befriedigen. Ja selbst die Nachrichtenübermittlung war noch keineswegs von der Art, daß eine mit Vorzug bediente Zeitschrift wie die Provinzialblätter nicht sogar auf diesem Gebiete sich hätte bewähren können. Weit wichtiger war ein anderes. Das Lesebedürfnis, der Bildungshunger war gerade damals ungemein groß und gleichartig. Es waren Gegenstände allgemeinsten Wertes, die im Vordergrund standen, Fragen der Philosophie, namentlich in jener eudämonistischen Färbung, die von Schottland her so starken Einfluß gewann, die den jungen Schiller beflügelte und allezeit in seinem tapferen Idealismus mitschwang, die landschaftliche Hinwendung zu Erziehungsproblemen, wie sie Rousseaus Emil ausgelöst hatte, moralistische Tendenz nicht nur, sondern ethische Grundhaltung trotz allen Verfalls, regste Teilnahme an der aufblühenden Dichtung und an Gegenständen der Kunst, am Fortschritt der Wissenschaften bestimmten das Bild der Epoche in ihrer schlechtthin erhabenen Geistigkeit. Die Teilnahme am politischen Leben beschränkte sich anfänglich und noch lange auf eine vaterländische Bejahung des Staates an sich, auf eine aktionsferne Erörterung

philosophisch umgebogener soziologischer Probleme, auf eine wachsend rege Aufmerksamkeit für Fragen der Wirtschaftslehre und -entwicklung. Es gab keine zerspaltende Parteilung irgendwelcher Art; selbst auf religiösem Gebiete herrschte eine dem „aufgeklärten“ Zeitgeist entsprechende Duldsamkeit, die namentlich für Schlesien immer wieder rühmend hervorgehoben werden konnte. So also war das Publikum beschaffen, auf das die neue Zeitschrift zu wirken hatte. Daß es ein geistig bewegliches und hungriges war, das war sein entscheidendes Merkmal. Es bedeutete demgegenüber wenig, daß Schlesien damals den eigentlichen Zentren der Entwicklung ferngerückt war, daß von den Größten der Zeit auch nicht einer hier seine Heimat hatte, und daß sich ihr wunderbarer Aufstieg in dieser Zeitschrift von und für Schlesien nur sehr mittelbar und nicht eben glücklich abzeichnen konnte. Als ein auffallender Mangel mag es erscheinen, daß auch in der Zeit der Romantik die Provinzialblätter nicht entfernt widerspiegelten, was die Landschaft an Bestem beizufeuern hatte. Sie sind, um das schon hier zu sagen, gerade auf literarischem Gebiete über „Provinz“ niemals hinausgekommen. Aber man kann ihnen nicht einmal einen besonderen Vorwurf daraus machen. Die Fülle dessen, was die Zeitschrift umspannen wollte, ließ bei notwendigem begrenztem Umfange der Dichtung, deren Wirkung, von der Lyrik abgesehen, vornehmlich im Weiten und Breiten liegt, keinen genügenden Raum, und Dichtung hat es stets nur zu gern verschmäht, sich lokal einschließen zu lassen. Wo man aber sonst, auch auf wissenschaftlichem Gebiete, das Größte vermißt, ist das von Anbeginn klar erfaßte Ziel der Zeitschrift verantwortlich, auf möglichst weite Kreise zu wirken, die Ziele nicht zu hoch zu stecken, nur solche Themen zuzulassen, die allgemeiner Teilnahme und Verständlichkeit gewiß seien, und sie so populär wie möglich darzustellen.

Die Zeitschrift verschmähte es nicht, mit allen erdenklichen Mitteln dahin zu wirken, ihr Publikum festzuhalten. Sie nahm mit statistischen Angaben aller Art auf die praktischen Bedürfnisse der Handelsstadt Breslau größtmögliche Rücksicht; sie brachte nicht nur eine Chronik der wichtigsten Ereignisse, sondern öffnete auch in einem Anhange ihre Seiten für Dinge, denen nur das engste persönliche Interesse zugute kommen konnte, für Eingesandtes, für Nachrufe, für Familiennachrichten, die für uns heute allerdings wichtige Quellen der Sippenforschung sind. Andererseits vermochte die literarische Beilage als ein beachtliches kritisches Organ auch verwöhnten Geschmack zu befriedigen.

Wie in diesen Punkten, so bewiesen die Provinzialblätter auch sonst, in den tiefer angelegten Abhandlungen, eine vornehmlich aktuelle Richtung. Das Gegenwärtige zu ergreifen sahen sie als ihre Hauptaufgabe an, und dem hat auch der Inhalt der ersten Bände getreu entsprochen. Da bringt der Jahrgang 1785 eine „Beschreibung des schlesischen Knappschaftsinstituts“, „Etwas von der Unmöglichkeit des Kleebaus“, eine Abhandlung „Von der großen syrischen Seidenpflanze“. Man bringt „Bruchstücke schlesischer Heiratsgeschichten zur Darstellung der Sitten unserer Zeit“, schreibt „Die

Abnahme der Ehen in Schlesien entspringt nicht aus dem bei uns überhand nehmenden Konkubinate“, und eine eifrige Debatte über die Ehe knüpft sich an. Professor Schummel richtet „Pädagogische Briefe an schlesische Schulmänner“. Es erscheint ein Aufsatz „Über den Charakter des Bauers insonderheit in Schlesien“. Hier und sonst feiert die glückliche philosophische Überzeugung der Zeit, daß diese Welt im Grunde die beste aller denkbaren Welten sei, ihre Triumphe. „Arme und Reiche müssen sein, also auch höchst Reiche und höchst Arme; auf dieser Stufenfolge beruhen alle Bände der Geselligkeit! Aber es ist ein ebenso festes Gesetz der Natur, daß der Obere der Bessere sein soll, daß er nicht lediglich für Bequemlichkeit, Spiel und Pracht seiner Reichthümer lebt, sondern für Aufklärung, Erhaltung der Gerechtigkeit und Beförderung des Wohlstandes seiner Untergebenen tätig sein muß.“ Die aufklärerische Neigung, so segensreich sie für jene Zeit gewesen ist, wirft doch auch ihre Schatten auf Gebiete, denen man besondere Pflege gewünscht hätte. Da empört sich einer: „In Groß Slogau wird noch der Tod ausgetrieben“ und bemerkt: „Kinder — freilich von der gemeinsten Klasse — spielen diese lächerliche Farce, bei der man wohl kaum und gewiß nicht mit Zuneigung an jene für Schlesien wichtige Revolution (gemeint ist die Einführung des Christentums) denken mag.“

Es versteht sich, daß bei solcher Einstellung diejenige Wissenschaft, die sich mit der Überlieferung alten Erbgutes befaßt, die Volkskunde, zunächst keinerlei grundsätzliche Beachtung erfuhr. „Gut sind Volksbräuche, die einen heitern Tag verschaffen.“ Das ist nun freilich kein Standpunkt und weit entfernt von jener Ehrfurcht, die sich in anderen deutschen Gegenden bereits regte. Immerhin liefern uns auch die ersten Bände schätzbares Material. Denn immer wieder flammt Entrüstung über das „törichte Volk“ auf, erteilt „Warnungen“, wenn das Christkind mit dem Josef umgeht, empfiehlt es zur Nachahmung, wenn das Tодаustreiben verboten wird, tut einen „Ritt gegen Aberglauben, Mißbräuche und desgleichen“, schreibt „Briefe über die schädliche Einrichtung der Volksfeste“. Aus alledem lernen wir, was einst war, und sehen mit Befriedigung, daß trotz allen Geschreies sich doch mancherlei in eine bessere Zeit hinübergerettet hat. Streits Nachfolger in der Schriftleitung, der allem Volkstümlichen aufgeschlossene Büsching, schuf hier Wandel. Die Provinzialblätter waren es, in denen er seine Absicht, die schlesischen Volksbräuche zu sammeln, bekanntgab und aufrief, ihm dabei durch Mitteilungen behilflich zu sein. Nicht wesentlich besser als die Volkskunde kommt die Vorgeschichtsforschung weg, obwohl hier das Curiositätsbedürfnis der Zeit fördernd entgegenkam. Vergleicht man aber die Bände der Provinzialblätter mit Zimmermanns Beiträgen, so erscheint die Ausbeute bei jenen äußerst gering; auch in dieser Beziehung ist erst Büsching ein wirklicher Fortschritt zu verdanken. Nur die Geschichte als solche hat von Anfang an eifrige Pflege gefunden. Gleich der erste Jahrgang bringt einen Aufsatz über Herzog Bolko I. von Schweidnitz und einen anderen über alte schlesische Urbare. Andererseits steht die Kunstgeschichte wieder sehr zurück. Indessen wäre es unrecht, aus solchem Befunde ein Versagen

der Zeitschrift herzuführen; es ist die Zeitlage, die sich da widerspiegelt. Tüchtige Historiker hatte, dem allgemeinen Stande der Wissenschaft entsprechend, auch Schlesien aufzuweisen; aber eine Vorgeschichts- oder Volkskundeforschung gab es noch nicht, und ebensowenig bildete die mittelalterliche Kunst einen ernsthaft gewürdigten Gegenstand.

Bei allen Mängeln, die wir heute empfinden, haben die Provinzialblätter doch den Besten ihrer Zeit Genüge getan, sie w a r e n der Mittelpunkt des Schriftlebens in der Provinz, und der Kreis ihrer regsten Mitarbeiter übte aus dem Geiste, der die Zeitschrift erfüllte, zugleich einen ungewöhnlichen Einfluß auf das Leben der Hauptstadt und Landschaft aus, soweit nur immer Geselligkeit eine geistige Note trug. Das aber war in erster Linie ihrem ersten Herausgeber zu verdanken.

Streit brachte für seine verantwortungsvolle Arbeit neben seinen Kenntnissen und Fähigkeiten nicht nur eine unerhörte Arbeitskraft und den regsten Eifer, sondern auch eine tiefe Liebe zur Heimat mit, die ihn schon in jungen Jahren brennend wünschen ließ, seinem Schlesien im weiteren Deutschland das Ansehen zu verschaffen, das es gerade zu seiner Zeit schmerzlich entbehren mußte. Nicht daß seine weitverzweigte Tätigkeit amtliche Anerkennung fand, bestätigte seine Verdienste, sondern vielmehr die Tatsache, daß es ihm möglich und neidlos vergönnt war, in alle kulturellen Bestrebungen der Heimat einzugreifen. Ihm war es gegeben, das Theater in Breslau auf eine Höhe zu bringen, wie es sie nie zuvor gehabt; er begründete die erste geistigen Ansprüchen genügende Leihbibliothek und vermochte eine ausgedehnte und erlesene Leserschaft an sie zu fesseln; er vermochte schließlich trotz bescheidenster Mittel sein Haus einer Geselligkeit zu öffnen, an der alle bedeutenden Persönlichkeiten der Zeit gern und dankbar teilnahmen. Als Streit im Jahre 1826, nachdem er die Provinzialblätter über vierzig Jahre geleitet hatte, starb, war es ein Verlust, der weit über den Kreis der Zeitschrift hinaus empfunden wurde, und ebensosehr was er g e w e s e n, wie das, was er geschaffen, klang in der Trauer um seinen Hingang nach. Büsching schrieb: „Groß und kräftig gebildet, war seine Haltung sehr gerade, und dies bis zu seinen letzten Tagen; nichts von Schwäche oder Gebücktem des Alters. Feierlich und ernst, konnte man wohl anfangs, wenn man ihn kennenlernte, Kälte und Strenge in ihm vermuten, aber man brauchte ihm nur in den freundlichen Blick zu sehen, nur kurze Zeit mit ihm zu leben, und man sah sehr bald, daß dies nur eine äußere Form war. Weich und zart, ohne Weichlichkeit, war er bald und leicht zu gewinnen und zu rühren, und groß war die Zahl derer, denen er Gutes, aber in der Stille, erwies. So lebte, so war Streit, so kannten ihn seine Freunde. Sein Andenken bleibe gesegnet.“

Die weitere Geschichte der Provinzialblätter sei in Kürze erzählt. Professor Johann Gustav Büsching hatte Streit bereits bei der Herausgabe der letzten Jahrgänge zur Seite gestanden. Romantiker, der er war, trug er die energische Wendung zur deutschen Altertumskunde in die Zeitschrift hinein. Er war Archivar, Prähistoriker, Volkskundler von Neigung und ungewöhnlicher

Begabung, voll Triebkraft und Gründlichkeit. Er war es, der den Provinzialblättern die Ergänzungsbogen für umfassendere Abhandlungen beigab. Aber schon 1829 machte ein vorzeitiger Tod seinem unermüdlischen und fruchtbaren Schaffen ein Ende.

Damit war die beste Zeit der Zeitschrift vorüber. Es war dankenswert, daß Gottl. W. Korn, in dessen Hause seit langem gedruckt worden war, Verlag und Eigentumsrecht erwarben, und zunächst ging, unter der Schriftleitung von Regierungsrat Sohr, alles so beständig weiter, daß im Januar 1835 das fünfzigjährige Bestehen der Provinzialblätter mit einem Feste begangen werden konnte, an dem der damalige Oberpräsident von Merckel und die angesehensten Persönlichkeiten der Stadt teilnahmen.

Und dennoch machte sich schon damals ein innerer und äußerer Niedergang bemerkbar. Weniger die Haltung der Zeitschrift als die veränderte Zeitlage trug die Schuld. Als 1844 für Sohr der Schriftsteller R. S. Nowack eintrat, hatte er bereits auf die bedrohliche Überhandnahme der Zeitungen hinzuweisen. Schlechthin verhängnisvoll aber war es, daß die Politisierung der Öffentlichkeit den Kreis derer, die sich zu der stilleren Gemeinde reiner Heimatsliebe bekannten, mehr und mehr einengte, und das Haus Korn war nicht gesonnen, das Unternehmen über die kritische Zeit hinweg zu halten. 1849 war das Ende der Zeitschrift da, die 65 Jahre hindurch die Interessen der Provinz vertreten hatte. Sie ging ein, aber sie blieb unvergessen. Eine „Neue Folge“ gab nach einem mißglückten Versuch von Doulin der wackere Oelfzner von 1862 bis 1875 heraus. An die Provinzialblätter wurde gedacht und angeknüpft, wo und wann auch immer der Versuch Leben gewann, der Heimat neuerdings ein Organ von allgemein gültiger Bedeutung zu schaffen.



Zu den Stillen kommen still die Dinge.
Vor dem Dränger fliehn sie in die Ferne.
Wie der Heiß-Geschäftige auch ringe:
Um ein Weniges trennt's ihn doch vom Kerne.
Immer hängend in des Tages Schlinge,
Vernt und fragt er, statt daß er verlerne:
Gnade will, daß Ewiges gelinge.
Sei nur still, dann schenkt sich Gnade gerne.

M. Riefer-Steffe

Christian Gottlob Stoeckel, ein schlesischer Kokoko-Dichter

Von Friedrich Grieger

Motto:

Wie mancher Helikon blüht an dem feuchten Oderstrandel
(Ch. G. Stoeckel)

Schlesien ist der klassische Boden der Gelegenheitsdichter. „Daß einem Schlesier das Versmachen nicht schwer wurde, ist fast vorauszusetzen, denn seit der Zeit der schlesischen Dichterschulen waren Gelegenheitsgedichte die unentbehrliche Beigabe eines jeden Familienfestes, und wer dergleichen nicht selbst verfertigte, erhielt das Wünschenswerte um ein Geringes von stets bereitwilligen Versifexen“ (G. Freytag). Seit Hoffmann von Hoffmannswaldau und Caspar von Pohlenstein löst eine Generation dieser Poetaster die andere ab, um auf immer in den Orkus der Vergessenheit zu fallen; ihre Bücher, Fundgrube meist nur für lokalhistorische, kulturgeschichtliche Forschung, verstauben in den Bibliotheken und erregen nur höchst selten ein über den Anlaß ihres Entstehens hinausgehendes Interesse. Fröhliche „Urständ“ indessen hat in den letzten Jahren ein Brieger Poet gefeiert, der Kokoko-Dichter Christian Gottlob Stoeckel. Seine gesammelten Werke erschienen zuerst im Jahre 1748 bei dem Breslauer Buchhändler Daniel Pietsch in einem mit den Arabesken, Bignetten und Emblemen reifer Kokokokunst reich geschmückten Bände. Diese erste Edition mochte wohl in einer geschickten buchhändlerischen Spekulation begründet sein, denn Christian Gottlob Stoeckel, wie viele seiner größeren Dichterkollegen ein unbedingter begeisterter Anhänger und Herold des neuen Landesherrn Friedrich des Großen, hatte lange vor Johann Ludwig Gleim, dem er sprachlich vielfach ähnelt und dessen patriotische Rhetorik der „Grenadierlieder“ er teilweise vorwegnimmt, seine Verse auf die erregenden Ereignisse der ersten beiden fredericianischen Kriege zu einer einzigen Hymne auf den preußischen König zusammengefaßt und unter dem Titel „Das befreite Schlesien“ herausgegeben. Bei aller damaligen Aktualität blieb aber hier der Dichter, darin ein später, aber getreuer Nachfahre der zweiten schlesischen Dichterschule, noch in dem ganzen steifen Formelkram, den Scharnieren gelehrten Skandierens eingezwängt und bemühte nach bewährter Weise in bombastischen Allegorien die ganze Mythologie für seine tyrtäischen Absichten.

Als Beispiel für die heute komisch anmutende Verquickung von schlesischer Realität und antikem Mythos möge hier an Stelle dieser papiernen, patriotischen Ergüsse ein Zitat aus einer durch ihr lokales Kolorit interessierenden Kantate stehen, die Stoeckel bei einem geringeren Anlasse, der Berufung eines Kantors an die Magdalenenkirche in Breslau, verfaßt hat. In diesem Opus erscheinen nämlich neben der unumgänglichen Pallas, neben Mars und St. Magdalis noch die Ohle und die Oder auf dem Plan und

streiten in steifen Arien und Rezitativen um „Orpheus“ Sauer, den Ohlauer Kantor, dessen Sangeskunst so groß gewesen sein muß, daß der Dichter die Oder folgendermaßen zu apostrophieren magt:

Du Vater schlesischer Gewässer,
Der du des Beltes Fluten mehrst,
Mich deucht, du stockst bei Breslaus Mauern,
Wenn du den Sauer singen hörst.

Wie hier, so ist fast die ganze Dichtung Stoeckels Gelegenheitspoesie, sind seine Oden, Kantaten, Lieder und Episteln mit kontrollierbaren Ereignissen bürgerlichen Lebens in Schlesien verknüpft. Er bedichtet Tod und Geburt, Reise und Examen und vor allen Dingen die Hochzeiten schlesischer Adels- und Bürgergeschlechter, und es fehlt auch nicht an poetischen Hyperbeln auf längst verschollene, provinzielle Größen, wie seinen Freund und Konkurrenten Lindner aus Hirschberg, die „gelehrte“ Dichterin Täubner aus Tannhausen, den Märker Knorth usw.

Reizvoll wird dieser schlesische Poetaster aber erst mit seiner privaten Liebeslyrik. Wenn er auch da zunächst in das übliche, unpersönliche, galante Getändel mit seinen Rhodanten, Phyllen, Dapheen und Chloen verfällt, so gibt er, bei einem echten Liebeserlebnis, bald die schäferliche Vermummung auf, nennt die Dinge, Zeit und Ort beim rechten Namen und wird hier mit seiner kleinbürgerlichen Idylle nicht nur kulturgeschichtlich interessant. Seine Lieder für Leonore Winklerinn, seine Braut — die ihm übrigens später als seine Frau eine ganz gescheite Vorrede für die gesammelten Werke schreibt —, lassen vor uns eine zwar etwas hausbackene, aber sonst ganz entzückende Miniatiüre Breslauischen Lebens im 18. Jahrhundert erstehen, und sie sind es auch, die der Wiener Verlag Schroll größtenteils in seine graziöse, leider schon wieder vergriffene Anthologie von „Liedern aus dem 18. Säkulum“, benannt „Das süße Gift der Sünde“, wenn auch nur „als komisches, aber ernstgemeintes Intermezzo“ aufgenommen hat.

Als heitere Persiflage hat dort Chr. S. Stoeckel, geboren im Kreise Münsterberg, später Stadtsekretär zu Brieg, seinen Platz zwischen den Voie, Uz, E. von Kleist, Gleim, Hagedorn, Jacobi, von Goethe und Lessing ganz zu Schweigen, gefunden. Für Schlesien wird er noch besonders bemerkenswert, weil er seine Liebeserlebnisse lokal fest fixiert und dadurch auch manch wichtigen kulturhistorischen Ausblick auf die Vorstellungen, Gewohnheiten Vergnügungen dieses wie jedes anderen Kokokomenischen gibt.

Auffallend ist vor allen Dingen seine Verbundenheit mit der Heimat, denn ob er nun des abendlichen Ringbummels mit Leonore gedenkt:

Wenn die Eintracht um den Ring
Halb entzückt spazieren ging,

ob er mit ihr vor die Tore der Stadt wandert:

T r e s c h e n kann an mancher Kinde
Deinen schönen Namen sehn,
und so oft die sanften Winde
durch die glatten Buchen gehn,
wird auch mancher Stamm bewegt,
welcher deinen Namen trägt,

oder ob er nach auch damals schon beliebten Ausflugsorten fährt:

T r e b n i t z, du beliebte Stadt,
deine reizungsvolle Gegend
machte mich an Küssen satt
und dein Buchwald ist vermögend,

immer teilt dieser erklärte Usinger seine Liebe zwischen seinem Mädchen und seiner Heimat und erlebt seine tiefsten Depressionen, als ihn das Schicksal einmal von Schlesien weg nach Frankfurt an der Oder verschlägt, wo es ihm, der dort „Mitglied der gelehrten Gesellschaft“ ist, auch finanziell nicht gut ergangen zu sein scheint, denn er stellt ebenso prinzipiell wie aktuell fest:

Bezahlen, o ein Wort voll Schrecken ...
Bald klopft ein bärtiger Hebräer
und bald ein anderer Manichäer
an die verschlossene Stubentür.

Kein Wunder also, daß er täglich am Abend auf die Hügel vor die Tore Frankfurts eilt, von wo

Sein Auge voller Tränen
Schlesien von ferne sieht,

Schlesien mit „Breslau, dem Haupt des feuchten Oderstrandes“, wo seine Leonore weilt:

Streichet, ihr sanften Abendwinde,
nach dem edlen B r e s l a u hin,
meldet dem verlassenen Kinde,
meldet meiner Winklerin,
meldet ihr, daß Stoeckels Liebe
zwar geschieden, doch getreu,
und daß ihrem zarten Triebe
kein Entfernen schädlich sei. (12. V. 1743)

Die faktisch lockeren Sitten seiner Zeit entlocken ihm manchen Seufzer um die Unschuld seines Mädchens, und wenn der Dichter-Stadtsekretär in seinem Gedicht „Über die verstellte Sprödigkeit des schönen Geschlechts“ auch einmal anakreontisch überschäumt und den Lieblingen „Cypripors“, den jungen Mädchen, nicht mißzuverstehende sachliche Ratschläge gibt, so weiß er doch seine Braut lieber weit weg vom Schuß und verpflanzt sie während

seiner Abwesenheit gern aufs Land, ins Gebirge, nicht ohne auch dort alle guten Geister Schlesiens zu Hilfe zu rufen:

Dir, entlegenes W e d e r a u,
will ich meine Vorchen gönnen,
weil ich deinen Fluren trau,
daß sie sie zwar reizen können,
aber daß auch ihre Treu
vor Versuchung sicher sei.
Dir, berufner R ü b e z a h l,
Schutz-Gott jener Riesenspitzen,
dir befehle ich, Berg und Tal,
Wald und Felder zu beschützen,
wo sich mein entferntes Kind
jetzt und ohne mich befind.

Solch unerhörte Treue verspricht er, darin ein echter Dichter, auch „phantastisch“ zu belohnen:

Seh ich nach bestimmter Zeit
S c h l e s i e n s Gefilde wieder,
Atz ich dir zur Dankbarkeit
tausend wundervolle Lieder
in den härtesten Marmorstein
des erhabenen J o b t e n s ein,

und rundet damit sein Bild, das uns zwar keinen bemerkenswerten Dichter zeigt, aber einen liebenswerten Schlesier des 18. Jahrhunderts, der vielen heutigen mit seiner Heimatliebe, seiner Verseseligkeit und seinem Hang zum Dichten nicht so unähnlich sein dürfte.

StoECKELs private schäferlich-erotische Dichtung fällt ihrer Entstehung nach in seine Gymnastien- und Studentenzeit. Sie dürfte damals kaum besonderes Aufsehen erregt haben. In zeitgenössischen Anthologien ist des Dichters Name nur selten vertreten. Sein Ruhm waren bei seinen Lebzeiten seine Hymnen, Kantaten und Oden an Friedrich II., die fast völlig in der Zeit liegen, da StoECKEL Justiz- und Verwaltungsbeamter der Stadt Brieg war. Den Ruf eines „gelehrten“ Dichters hat StoECKEL wohl nicht nur seiner akademischen Ausbildung, sondern auch seinen Publikationen historisch-juristischen Inhalts zu verdanken, als deren bedeutendste eine im Jahre 1771 erschienene „Abhandlung über einen uralten Brief der Schöppen in Halle 1235, mittels dessen auf Verlangen des schlesischen Herzogs Heinrich des Värtigen der Stadt Neumarkt ihr Standrecht mitgeteilt und auf welches 1250 die Stadt Brieg ausgesetzt wurde (mit einigen anderen Bemerkungen über Brieger Membrane)“. Bemerkenswert erschienen seinen Zeitgenossen auch die Einweihungsrede, die StoECKEL bei Legung des Grundsteines der heiligen Dreifaltigkeitskirche in Brieg 1765 in Druck gegeben hatte, und seine genaue Sammlung und Beschreibung der Pfaffen Siegel von Heinrich III. ab.

Christian Gottlob Stoeckel starb am 5. September 1774 in Brieg in dem frühen Alter von 52 Jahren, aber gerade noch spät genug, um noch in das von dem Auditeur Streit aufgestellte und 1776 erschienene „Verzeichnis der im Jahre 1774 lebenden schlesischen Schriftsteller“ aufgenommen zu werden. Von Streit, seinem ersten Biographen, erfahren wir, daß Stoeckel am 23. Mai 1722 in Neobschütz im ehemals Münsterbergischen Fürstentum als Sohn des dortigen Predigers Gottfried Stoeckel geboren wurde. Nach dem ersten Unterricht durch seinen Vater besuchte er das Magdalenenäum in Breslau und ging dann nach Frankfurt a. O., wo er unter Fleischer, Hakmann, Pesler und Gräfe Rechtswissenschaft, „okzidentalische“ Sprachen unter Nerger und Mathematik und Philosophie unter Pollak, Steinhilber und Baumgarten studierte. Damals schon war er geachtetes Mitglied der „ästhetischen“ und der „deutschen“ Gesellschaft seiner Universitätsstadt. Nach einem kurzen Aufenthalt in Breslau, wo Stoeckel Hofmeister bei dem General von Derschau war, kam der junge Rechtsgelehrte im Jahre 1746 als Stadtsekretär nach Brieg, vertauschte dieses Amt 1752 mit dem des Syndikus und Besitzers der Stadt- und Handelsgerichte und waltete bis zu seinem Tode als Vorsteher des Waisenamtes der Stadt Brieg.

Bibliographische Notiz: „Das befreite Schlesien“ erscheint 1745 bis 1746 und erreicht in kurzer Zeit 4 Auflagen. — „Der Sieg bei Sorr“ 1745 (als Fortsetzung des vorigen). — „Die rühmliche Rückkehr des Königs aus dem sächsischen Feldzug“ 1746 (als Schluß der Reihe). — „Die Glückseligkeit Schlesiens unter dem preußischen Jopet“ 1746. — Eine Sammlung seiner Gedichte (mit dem „befreiten Schlesien“ zusammen) im Jahre 1748. — 4 Oden an Friedrich den Zweiten (bei Gelegenheit des letzten Krieges) 1761. — Mars in thermis 1763 (Friedrich II. in Bad Landeck). — Die Einweihungsrede für die Heilige Dreifaltigkeitskirche 1765. — Die Abhandlung über den Schöpffenbrief 1771.



Der Weg zur neuen deutschen Tanzmusik

Von Heinz Rudolf Frische

Wiederholt haben die „Schlesischen Monatshefte“ es unternommen, anregend durch geeignete Aufsätze in kulturelles Neuland vorzustößen. Von Versuchen, die in dieser oder jener Richtung bereits stattgefunden haben, sind die Ergebnisse einer offenherzigen Kritik unterzogen worden, damit eine möglichst tiefgehende Auswertung der Erfahrungen für die Zukunft gegeben ist. Dieses Mal geht es um die Neugestaltung der deutschen Tanzmusik. Vorliegende Ausführungen sind im Manuskript bereits im Jahre 1934 niedergeschrieben worden. Sie werden hiermit der Öffentlichkeit übergeben, da diese Gedanken heute mehr denn je zeitgemäß und anregend für die jungen Komponisten sind. Waldemar Glaser.

Die Geschichte der Musik hat es zu tun mit den Erscheinungen des Denkens und Schaffens der Völker auf dem Gebiete der Töne. Sie birgt in sich die Erkenntnis, daß die Stellung, welche die Musik im Leben eines Volkes einnimmt, seiner Begabung, seinem Bedürfnis und Verständnis für tonlichen Ausdruck, aber auch — und das ist nicht unwesentlich — der ganzen Lebens- und Weltanschauung dieses Volkes entspricht. Musikgeschichte also ist dann gleichsam Kulturmaßstab und tritt so besonders der Kulturgeschichte als eine ganz wesentliche Ergänzung zur Seite.

Da man nun ohne Zweifel alle Gattungen der Musik — Kunstmusik und Volksmusik (soweit man diesen Unterschied als letztlich vorhanden überhaupt anerkennen will!) wie auch reine Gebrauchsmusik (zu der wir einerseits Militärmusik, andererseits Tanzmusik rechnen wollen) — als eine Einheit musikalischer Äußerung schlecht hin ansehen muß, so gilt diese Erkenntnis von der Musikgeschichte als Kulturregel selbstverständlich, ja, vornehmlich auch für die Entwicklung des Tanzes und seiner Musik!

Überhaupt ist ja das Wesen aller Musik im Innersten verbunden mit rhythmischer Bewegung; sie ist es vornehmlich, die aller Musik ein bestimmtes Gepräge zu geben vermag. Und darum standen und stehen auch Tanz und Musik zueinander im Wechselverhältnis. Denn so alt wie die Musik überhaupt ist auch der Tanz und die Tanzmusik, und was aus frühester Zeit von reiner Instrumentalmusik bekannt ist, ging in der Tat aus von der körperlichen Bewegung: es war Tanz- und Schrittmusik. Immer dann, wenn sinnlich-kraftvolles Lebensgefühl — nämlich das der Erdbetonung, also das Schrittgefühl — in der Musik Ausdruck findet, tritt zugleich beherrschend das rhythmische Element hervor, und in der Tat ist auch der wesentlichste Inhalt aller Tanzmusik immer zuerst der Rhythmus. Und stets, wenn eine Wandlung der Tanzformen und damit der Rhythmen auftrat, folgte ihr naturgemäß auch eine Wandlung in der Entwicklung der Tanzmusik. Aber sie lebt nicht etwa allein vom Rhythmus schlecht hin — ihre Geschichte beweist vielmehr zu allen Zeiten, daß sie eher lebt vom stetigen zeitigen Wechsel der Rhythmen, wie ja eben Tanz im Grunde

seines Wesens niemals nur starres Schema, sondern immer Fluß der Formen und rhythmische Vielseitigkeit und Vielgestaltigkeit bedeutet. Das gilt sowohl vom Tanz an sich, wie auch bis zu einem gewissen Grade vom sogenannten „Gesellschafts“-Tanz.

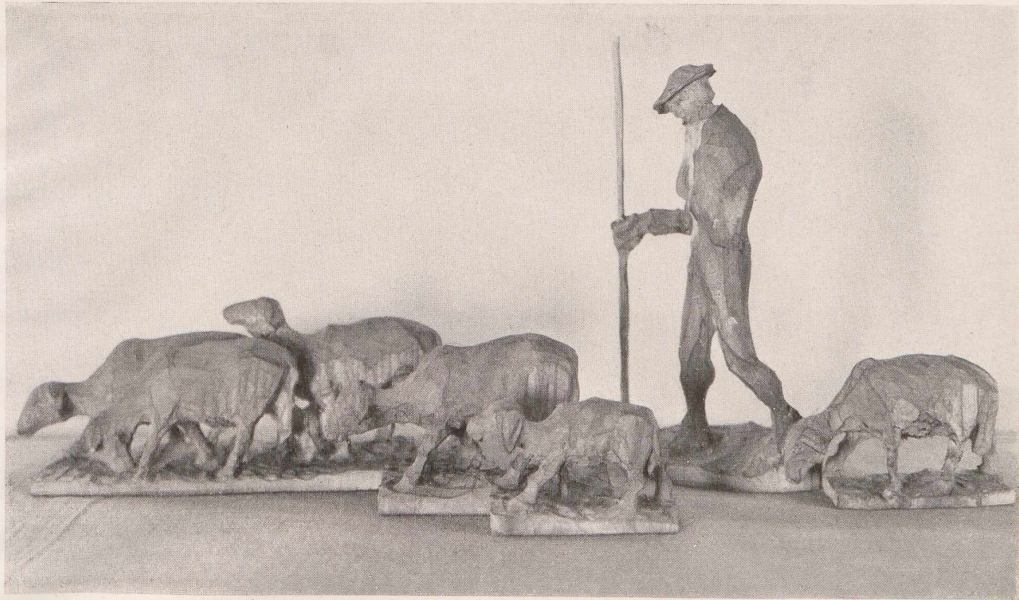
Um die Jahrhundertwende bekommt nun die Tanzmusik neben dem Rhythmus ein zweites — mehr musikalisches — Charakteristikum: die Klangfarbe, welche nicht so sehr in der Harmonik, die gleichsam das aus dem Innern ausgespiegelte Farbenspiel bedeutet, sondern weit deutlicher in der die äußere Umhüllung darstellenden Instrumentation fühlbar wird. Diese Klangfarbe kann — vorausgesetzt, daß sie musikalisch wertvoll und jedem einzelnen Volk in seiner Art wesensverwandt ist — den für einen Tanz selbstverständlichen Rhythmus künstlerisch vertiefen. Allerdings war man in den Farben eher auf Buntheit, als auf innere Schattierungswirkungen bedacht gewesen, und wir erkennen heute die eigenartige Tatsache, daß wohl zum ersten Male eine Wandlung der Tanzmusik nicht wie bisher immer so sehr von einem Wechsel der Tanzformen und damit der Rhythmen ausgeht — denn diese sind im Grunde ja nach wie vor die gleichen geblieben —, sondern, daß diese Wandlung eben bei der Klangfarbe anzusetzen beginnt.

Es verlohnt sich wohl, die Entwicklung der letzten Jahre zu überschauen, die diesem Wendepunkt vorausgegangen ist, der so recht eigentlich freilich kein Punkt, kein plötzlicher Bruch in der Entwicklung, sondern der fühlbare Ausdruck einer sich schon lange anbahnenden, aus der Besinnung erwachsenen, gewollten Wandlung ist. Dennoch ist ein wirklich neuer, art-eigener Ausdruck noch keineswegs gefunden, noch nirgends sicher festgelegt, und es bleibt noch immer die Pflicht, der Umgestaltung den Weg zur Erkenntnis freizumachen und an Hand eines Überblicks über die Entwicklung seit etwa dreißig Jahren einer noch immer nur zaghaft, weil nicht bewußt genug sich formenden neuen deutschen Tanzmusik diesen oder jenen Fingerzeig mit auf den Weg zu geben. —

Tanzmusik ist im Grunde ihres Wesens Volksmusik — wenngleich auch ihre Entwicklung zu gewissen Zeiten diesem Grundsatz zu widersprechen scheint.

Italien brachte freilich den überlieferten Tanz, als das gesellschaftliche Leben an den Höfen der Renaissancezeit erwachte, in geordnete, aber starre Formen und Figuren. Und im Rahmen der Suite erfuhren manche Tänze, nunmehr rein als Konzertsstück gesehen, allmählich reiche, kunstvolle Erweiterungen. In Frankreich wieder wurde der durch Ludwig XIV. auf die Bühne gebrachte Tanz im wesentlichen unter dem Einfluß der „Königlichen Akademie des Tanzes“ im 18. Jahrhundert zum stilisierten, oft unnatürlichen, mit einer pantomimischen Handlung versehenen Ballett, das besonders in Frankreich und Italien, aber auch an deutschen Fürstenhöfen viele Bewunderer fand. Es ist bis in die Gegenwart die herrschende Form des Bühnentanzes geblieben.

Die Tanzmusik wechselt also hinüber in das Gebiet der reinen Kunstmusik. Wirklich volkstümlich konnte sie naturgemäß erst wieder werden, als die in



Hans Brochenberger: Hirtenleben

Aufnahmen: H. A. Schreck



Hans Brochenberger: Der Bauer
(1935. Auftrag aus Südafrika)



Holzschneisarbeit von Hans Brockenberger

Aufn.: S. A. Schredt

kunstvollen Figuren und in konventioneller Abgeschlossenheit erstarrten Hof-
tänze wieder durch die einfachen — von der Volksmusik her beeinflussten —
Rundtänze abgelöst wurden. Carl Maria von Webers „Aufforderung zum
Tanz“, in der eine ganze Liebesgeschichte musikalisch gezeichnet wird, ist
nunmehr gleichsam der erste ideale Walzer, den einerseits Chopin, Brahms
und Liszt als Konzertstück aufnahmen, andererseits aber Joseph Lanner mit
weichen, gefühlvollen Weisen, Johann Strauß der Ältere mit wiegendem
Rhythmus als Tanz nun wirklich ins Volk brachten. Weit über fünfzig
Jahre lang beherrschte allein der Walzer und sein Rhythmus Tanzformen
und Tanzmusik, bis — ja, bis auf einmal, scheinbar völlig unvorbereitet, eine
aus den beiden unmusikalischsten Ländern der Welt — aus Amerika und
England — kommende neue Form der Tanzmusik ihm den Rang streitig zu
machen wagte. Die exotischen Tänze hatten jene neuen Rhythmen aus dem
fernen Westen herübergebracht und in der Entwicklung der Tanzmusik damit
Umwälzungen ganz grundlegender Natur verursacht.

Vorboden dieser Umwälzung hatte es kaum gegeben. Höchstens, daß man
etwa die sogenannten „Tackwalks“, die in der ganzen Welt gegen Ende des
vorigen Jahrhunderts gleichsam als die Vorboden westischen
Kultureinflusses Verbreitung und Aufnahme fanden, als die Vor-
läufer jenes sonderbaren Rhythmus' im Zweivierteltakt ansehen will, der
um 1903/04 in Nordamerika und dann auch in England aufgekommen war
und mit der sogenannten Step-Musik infolge amerikanisch-internationaler
Geschäftigkeit wenige Jahre später auch in Deutschland Eingang fand.

Es mag freilich schmerzlich sein, einsehen zu müssen, daß es letzten Endes
fremden Völkern vorbehalten blieb, der Welt in der Tat umwälzende
Rhythmen zu bringen; zum mindesten aber beschämend ist es, daß alle diese
Rhythmen in ihrem letzten Ursprung nicht einmal Eigentum eines Kultur-
volkes waren, sondern bei primitiven Völkern geboren wurden.

Mithin war das Original dieser Art von Musik tat-
sächlich die Negermusik. Gekennzeichnet durch das Haupt-
instrument, die Pauke oder die Trommel — auf der übrigens die Neger
geradezu Künstler sind —, hat diese sich seit uralter Zeit erhalten und
weiterentwickelt und ist schließlich mit der Übersiedlung der Neger in die
nordamerikanischen Staaten in die dortigen Großstädte, insbesondere im
Süden und Osten des Landes, gewandert. Das eine aber sei gleich an dieser
Stelle vorweggenommen: Mit den Klängen der späteren
europäischen „Jazz“-Musik hat diese Negermusik
nicht das geringste mehr zu tun! Und die Verwendung der
Pauke oder der Trommel ist tatsächlich das einzige, was der spätere ameri-
kanische „Jazz“-Neger von seinem afrikanischen Bruder übernommen hat.

Die Amerikaner aber, die eine bodenständige, in ihrem Volkstum wurzelnde
Musik nicht oder kaum kennen, nahmen sich mit riesiger Begeisterung solcher
Negermusik an und brachten sie bald durch Verwendung neuartiger und
immer neuer Instrumente zu weiterer künstlerischer Entwicklung und

schließlich zu ungeahnter Ausbreitung über den ganzen Erdball. Amerika, diese — wie man einmal sehr treffend gesagt hat — „ungeheure musikalische Null“, hatte also den äußerst zweifelhaften Ehrgeiz, auf diesem Gebiet einstmals im wahrsten Sinne des Wortes den „Ton“ angegeben zu haben. Dazu kommt noch, daß der Amerikaner bei seiner sprichwörtlichen Unmusikalität in der Masse nicht das Verständnis für Melodie und Harmonie besitzt. Vielmehr hat er eher Freude am bloßen Rhythmus, auch wenn er nur im einförmigen Takt schlagen seinen Ausdruck findet. Auf dieser Grundlage entstand jene mechanisierte Musik, für die man an Ort und Stelle das Wort „Jazz“ als Bezeichnung — erfand. Denn was dieses Wort eigentlich bedeutet, das weiß selbst ein Amerikaner nicht genau zu erklären. Immerhin gibt es zwei Deutungen, von denen die eine als typisch amerikanisch und die andere als typisch philologisch erscheint; beide aber vermögen Klarheit nicht zu schaffen. Entweder nämlich soll jene Musik nach einem in den Südstaaten Nordamerikas lebenden Negermusiker namens Charles (abgekürzt „Chas“) benannt worden sein, oder aber man versucht das englische „to chase“ (= jagen, heßen, treiben) als Quelle jener rätselhaften Bezeichnung zu deuten.

Mit der „Jazz“-Musik erfuhr auch das Orchester eine völlig neue Gruppierung. Setzte sich früher ein Tanzorchester zusammen aus Streichquartett, Klarinette, Flöte, Klavier und Harmonium — zuweilen auch Oboe, Xylophon und kleiner Trommel —, so besteht nunmehr das „Jazz“-Orchester aus zwei großen Gruppen von Instrumenten, den melodietragenden und vor allem den rhythmischen. Zu den letzteren gehören in der Hauptsache neben dem Schlagzeug auch Hörner, Kontrabaß, Banjo und Klavier, während die Melodie durchweg bei den Bläsern, vornehmlich bei den entweder schmetternden oder gestopft geblasenen Trompeten und bei den Saxophonen liegt. Zwei wesentliche und völlig neue Instrumente sind in dieser Zusammenstellung das Banjo¹⁾, das Lieblingsinstrument der amerikanischen Neger, und das Saxophon²⁾, ein klarinettenartiges Instrument, das sogar die Begeisterung der bedeutendsten Musiker erregte. Berlioz und Wagner begrüßten die Bereicherung, die damit dem Orchester zuteil wurde.

Was die Entstehung des Saxophons anlangt, so steht es also mit der „Jazz“-Musik nur in zufälliger Verbindung. Dennoch aber ist es im Laufe der Entwicklung nahezu ausschließlich im „Jazz“-Orchester verwandt worden, wo es unter allen Instrumenten schließlich den Vorrang einnahm und dann so gleichsam zum

¹⁾ Das Banjo ist ein langhalsiges, gitarreartiges Saiteninstrument der nordamerikanischen Neger, das als Zupfinstrument auch bei den Indianern bekannt war und das man heute noch bei den zentralafrikanischen Negern unter dem Namen „Bania“ findet.

²⁾ Das Saxophon wurde 1840 von dem Instrumentenbauer Adolphe Sax (1814—1894) bei seinen Bemühungen um eine Verbesserung der Klarinette erfunden. Es fand in der französischen und englischen Militärmusik bald weite Verbreitung und hat kürzlich auch Eingang in die deutsche Militärmusik (Luftwaffe) gefunden. Sax gab eine Schule für das Spiel der von ihm erfundenen Instrumente heraus und wurde 1857 Lehrer des Saxophons am Pariser Konservatorium.

Symbol dieser Musik überhaupt geworden ist. Eine Ablehnung der „Jazz“-Musik braucht heute nicht zugleich eine Ablehnung des Saxophons zu sein, wenngleich es auch die sonst im Orchester führenden Streichinstrumente und das Klavier eine Zeitlang nahezu restlos verdrängt hatte. So waren die Violinen nur noch auf ihnen wesensfremde Glissandos, Tremolos und chromatische Effekte beschränkt und das Klavier war nur mehr eine eintönig paukende Taktmaschine.

Jene amerikanische Tanzmusik wurde nach Europa verpflanzt und richtete hier eine heillose Geschmacksv verwirrung an. Man hatte weder den Mut noch sich die Mühe genommen, jene neuen Klänge etwa nur als Anregungen aufzufassen und diese Anregungen ernsthaft zu verarbeiten. Vielmehr übernahm man das musikalische Erzeugnis Amerikas sklavisch getreu, ja, übertrieb und übersteigerte es noch in der geschmacklosesten Weise. Ganze Orchester zogen sich bunte Fräcke an, bunte Strümpfe und Schuhe, und die Tanzmusiker färbten sich die Gesichter — schwarz! Unter der Übersteigerung des Rhythmus' zum Wahnsinnstempo und unter Verwendung von Trommeln, Becken, Hüpen, Sirenen und Pistolen vollführten sie geradezu wüste Lärmorgien. Mit der dauernden Verwendung von Synkopen im Übermaß, von sinnlos hingewetzten Pausen und Klangsetzen wurde alle Harmonie schließlich zu Tode gehehzt: diese Musik schrie und tobte einfach hysterisch! Sie kannte nur noch Klangfarbe und Tempo, und zwar eine Klangfarbe und ein Tempo, die unserem Empfinden völlig fremd waren und unverstänlich bleiben mußten. Der neue Rhythmus wurde zur Karikatur eines Rhythmus' überhaupt! —

Mittenhinein in diesen Taumel der ersten Nachkriegsjahre kamen — gewissermaßen als Gegenwirkung — zwei neue rhythmische Formen, die von ihrem krassen Gegensatz zur bestehenden geradezu leben mußten: der aus Argentinien und Spanien gebürtige Tangorhythmus und der des nordamerikanischen, keineswegs etwa erst neugeschaffenen Boston.

Der Rhythmus des Tango hat zweifellos den Vorzug, das Vorhandensein einer Melodie nicht auszuschließen, weil er selbst im Grunde urmusikalisch ist. Der Tango ist als „Habanera“ ein ursprünglich südamerikanischer Volkstanz und in seiner Urform geradezu der urtümlichste Ausdruck der sogenannten „Boca“, des Künstlerviertels der argentinischen Hauptstadt. Unter der Bezeichnung „Tango argentino“ tauchte er 1913 als Gesellschaftstanz in Europa auf, wo er mancherlei verändernde und vereinfachende Abwandlungen erfahren hat.

Eine Deutung des Boston ist insofern schwieriger, als sein Rhythmus im Grunde kein langsamer Walzerrhythmus ist, wie wir ihn heute aufzufassen allgemein gewohnt sind. Der Walzer legt die Betonung in natürlicher Weise auf das erste Viertel des Taktes, der eigentliche Boston aber ist ein künstlich verzögerter und gleichsam zum Stolpern gebrachter Rhythmus, in dem die Betonung auf das zweite Viertel verschoben ist. Die auch für ihn geltende

Bezeichnung „Hesitation“ drückt das deutlich genug aus. Allerdings hat es nur sehr wenige Kompositionen gegeben, die tatsächlich dieser Forderung, die ihrerseits wieder amerikanischer Unmusikalität entsprungen zu sein scheint, entsprochen haben. Heute ist der damalige Boston ein wirklicher langsamer Walzer geworden, der nur immer der Mode halber zeitweise ein „English waltz“ war.

Die neuen Rhythmen ließen bald einen völligen Umschwung eintreten. Was den Stimmungsgrad anlangte, so fiel man tatsächlich nun von einer Über-treibung in die andere: der Tango wurde weinerlich-traurig und drohte an Schwermut und Sentimentalität, der neuromantisch-verseelte Langsame Walzer aber an Süßlichkeit zu sterben. Und der Tonfilm mit seinen Handlungen von Liebesleid und -weh hat seinerseits ein übriges getan. Auf dem Gebiete der Einzelkomposition wie auch der Operette haben wir überdies in den letzten Jahren musikalisch fast ausschließlich von Hawaii und vom Südsee-Milieu gelebt. Allerdings — wirkliche Hawaii-Musik klingt wesentlich anders! Sicherlich haben auch die Komponisten jener angeblichen Hawaii-Musik niemals die Insel ihrer Träume kennengelernt. Sie haben allenfalls vielleicht einen Film von dort gesehen — und der war zudem noch in Hollywood gedreht. Denn das wissen wir heute: dieses Hawaii war nur das Erzeugnis einer geschäftigen amerikanischen Fremdenindustrie!

Hart an der Grenze der Geschmacklosigkeit ging die Entwicklung weiter einen ziellosen Irrweg. Auf solchem Boden erwuchs — auch nach amerikanischem Muster — der Schlager, der in fast täglichen Neuauflagen doch immer wieder der gleiche war. In groß aufgezogenen Schlager-Wettbewerben propagierten ihn geschäftige Verleger und Unternehmer bereits als das „moderne Volkslied“ jener Tage. Indes gab es kaum einen, der wirklich noch irgendwie von Wert gewesen wäre. Alles war über einen Pfosten geschlagen — genau so wie die Männerchöre einer vergangenen Zeit!

Für einen aus der Besinnung erwachsenden Neuaufbau wurde — wie zu erwarten gewesen war — der Weg schließlich ganz von selbst frei, ohne daß man etwa zunächst diese Auswüchse hätte planmäßig bekämpfen müssen. Man hatte vielmehr hier und da zaghaft begonnen, die schreienden Bläser, die lärmenden Schlaginstrumente und die übermäßig wimmernden Saxophone wieder durch Klavier, Violinen und Cello zu ersetzen. Man tauschte Klangfarbe gegen Klangfarbe — und gewann allein schon auf diesem Wege die grundlegende Erkenntnis für die Möglichkeiten einer neuen Form der Tanzmusik.

Die „Jazz“-Kapellen waren mit dem Niedergang der „Jazz“-Musik ebenso schnell wieder verschwunden, wie sie seinerzeit aufgetaucht waren. Immerhin lebte ihr Einfluß noch lange fort und ist — wenn auch wesentlich abgeschwächt — bis in die jüngsten Tage hinein fühlbar gewesen. Eines wird freilich bleiben: das sind die neuen Rhythmen. Aber ein anderes muß für alle Zeiten vorbei sein:

die Vergewaltigung der Melodie zugunsten eines sinnlos übersteigerten Rhythmus einerseits, Empfindsamkeit und Stimmungsduselei andererseits, vor allem aber jene durch eine wohlberechnende Instrumentierung bedingte, uns durchaus wesensfremde Klangfarbe.

Das Verdienst, hier einen wirklichen Vorstoß geleistet zu haben, gebührt zweifellos Barnabas von Géczy und seinem ausgezeichneten kleinen Tanzorchester. Jeder Solist ist dort ausnahmslos ein Künstler auf seinem Instrument. Das gilt vornehmlich vom ersten Geiger und vom Pianisten, denn Barnabas von Géczy verschafft endlich den so lange zu Unrecht verdrängten Violinen und dem Klavier einen hervorragenden Geltungsbereich. Darum weist er dem Klavier sprühende Solostellen zu und läßt sich selbst niemals die Gelegenheit zu einem hauchdünnen Geigensolo entgehen. Denn im Spiel ist er aus feinnerviger Musikalität immer darauf bedacht, stets in neuen Schattierungen und Klangfarben zu konzertieren. An dieser Stelle der Entwicklung beginnt — deutlich fühlbar — in der Tat nun die Aufwärtsentwicklung vom nur lärmenden und klamaukenden „Jazz“ zur inhalts- und geschmackvollen Tanzmusik der Gegenwart.

Die Violine ist wieder das führende Instrument geworden, und die Blas- und Schlaginstrumente sind auf ihre natürliche Klanglage und auf ein erträgliches Mindestmaß beschränkt. Das Banjo ist einfach durch eine Gitarre ersetzt, und das Klavier ist als Hauptinstrument eines Tanzorchesters nunmehr unentbehrlich geworden. Dem Pianisten fällt wieder ein großer Teil der Aufgaben zu, ja, es hat sich auf diesem Wege rein empirisch in kürzester Zeit eine völlig neue Spezialmethode des modernen Klavierspiels ergeben, die bereits mehrfach in Büchern beschrieben worden ist. Das Klavier besorgt aber nicht nur innerhalb eines Tanzorchesters seine solistischen Zwischenspiele — zu zweien oder gar dreien gespielt, ist es wie kaum ein anderes Instrument geeignet für eine wiederum neue Form einer gleichsam konzertierenden, kammermusikalischen Tanzmusik.

Auf dem hier vorgezeichneten Wege ist seitdem in äußerst glücklicher Weise weitergearbeitet worden. Wenn auch Ziel und Vollendung noch längst nicht überall erreicht ist, so bricht sich doch wenigstens die Erkenntnis des Richtigen, Ruhe und Einfachheit, Natürlichkeit und ästhetische Linie gleichsam instinktiv Bahn. Die restlose Lösung dieser Fragen aber bleibt letztlich der Haltung des Komponisten überlassen. Nur er wird durch seine Kompositionen den Weg zur neuen deutschen Tanzmusik weisen können. Denn auch hier gilt der Grundsatz: Es ist zunächst nicht so wesentlich, wie wir musizieren, sondern was wir musizieren!

Weihnacht auf Station 6

Skizze von Paul Majunke-Lange

An einem Spätnachmittag, als die Adventsglocken das nahende Fest der Liebe verkündeten, wurde das kleine Kerlchen eingeliefert: zwei Jahre alt, auffallend klein und zurückgeblieben, stark abgemagert. Ein Bild menschlichen Elends. Schwach und teilnahmslos lag er der Aufnahmeschwester in den Armen. Außerlich war nichts, was auf Art und Wesen einer bestimmten Krankheit schließen ließ.

Die Schwestern betteten das Bündel Mensch in ein blitzsauberes Bett mit weißen Linnen und warmen Decken. Sie gingen mit dem stillen Knäblein um, als sei es das erste Kind, das sie in ihrer Obhut hatten. Und es lagen doch schon so viele in den metallenen Betten, große und kleine, Säuglinge und Halberwachsene. Nichts schien an diesem Jungen lebendig als die schwarzen Augen, die erstaunt und ängstlich dreinblickten. Sie gaben dem blassen Gesicht ein seltsames Leuchten.

Wärmflaschen wurden an die kalten Glieder gelegt, und warme, zärtliche Hände umspannten die schmalen, abgemagerten Patschen. Eine Schwester kam und hängte die Fiebertafel ans Bett. Das leere Blatt mit den engen Linien und Kästchen trug am Kopfe den Namen des kleinen Kranken.

„So, mein kleiner Seppel!“ flüsterte Schwester Maria, als sie auf dem Blatt einen winzigen blauen und dann einen roten Strich eingezeichnet hatte. Über die Krankheitsart stand noch nichts auf dem Papier zu lesen. Man wußte ja noch nichts anderes als nur: ein schwerer Fall!

Schwester Maria, ein jugendfrohes Menschenkind, wollte nicht nur mit der Arbeit ihrer Hände, sondern auch mit ein paar lieben Worten für ihren kleinen Patienten sorgen. Darum plauderte sie leise zu ihm vom Christkind, das schon auf der Reise vom Himmel herab zur Erde sei, sie erzählte vom Weihnachtsbaum und seinen strahlenden Lichtern und all den schönen Sachen, die das Christkind für Seppel auf dem Schlitten haben werde.

Der kleine Kranke aber lag still und stumm in den Rissen, als hätte er die beiden Zauberworte „Christkind“ und „Weihnachtsbaum“ noch nie vernommen. So schwieg die Schwester und strich ihm leise übers seidige Haar. Und als sie nachher im Bestuhl kniete, da erflehte sie die Hilfe des Allmächtigen für ihren neuen Schützling.

Die Stunden vergingen indes im ewigen Gleichmaß unserer Erdentage. Neben dem Fieber, das zunächst nicht bedrohlich erschien, fiel die Mattigkeit des kleinen Kranken auf. Seine abgekehrten Glieder und die allgemeine Körperschwäche stimmten bedenklich. War es ein schleichendes Gift, das im Körper fraß und dem Blut die aufbauende Kraft entzog? Lag ein Versagen innerer Organe vor? Zuweilen aber schien es wieder, als könne nichts Schlimmes mit dem Seppel sein. Da blieb nichts anderes zu tun als:

beobachten und bereit sein. Darum wurde auch eine Nachtwache ans Bett des Zuganges auf Station 6 befohlen.

Gegen Morgen wurde er unruhig. Er war längst munter, als Schwester Maria wieder ihren Dienst aufnahm und die Nachtwache ablöste. Neugierig starrten seine schwarzen Augen in die fremde Umgebung. Dann machte er verzweifelte Anstrengungen, sich aufzusetzen. Als das gar nicht gelingen wollte, kugelten dicke Tränen über die dünnhäutigen heißen Wäckchen. Als aber die Schwester mit dem großen Tragbrett erschien, darauf das Frühstück für die fünf Kinder der Station 6 dampfte und duftete, da ging Merkwürdiges mit dem kleinen Seppel vor sich. Ruckhaft setzte er sich auf, ein triebhaftes Verlangen besetzte seine Bewegungen, und seine Händchen streckten sich der Schwester flehend entgegen: „Bitte, bitte ...“

Eine Weile später standen drei Schwestern an Seppels Bettchen. Das hatten sie doch noch nicht erlebt! Ihr „schwerer Fall“ Futterte, was der kleine Schnabel nur fassen konnte. Und die Augen strahlten wie schwarze Diamanten, so voller Leben und Gut. Die anderen Kinder staunten über den „Neuen“. Zwei von ihnen waren erst vor Tag und Stunde operiert worden. Ihr Appetit ließ noch zu wünschen übrig.

Als Seppel seine Mahlzeit bewältigt hatte und nur die leeren Hände der Schwester vor sich sah, da schenkte er seiner Nachbarin alle Aufmerksamkeit. Es war ein achtjähriges Mädchen, das schon seit vielen Wochen mit den Tücken einer schweren Krankheit kämpfte. Eva hatte wenig Hunger und kaute sehr bedächtig an einer halben Semmel.

Seppels Hände wurden lebendig. Ihre Zeichensprache begleitete ein leises „Bitte, bittel!“

Da holte Schwester Maria für den Unerfüllten ein zweites Glas Milch und noch etwas zum Knabbern. Seppel war zufrieden. Er schlief nachher bis Mittag. Und wieder war er der erste, der die Schwester und das große Brett mit leuchtenden Augen begrüßte.

Der Chefarzt ließ sich bei der Visite von dem Löwenhunger des kleinen Todeskandidaten berichten.

„Der scheint bloß Hunger zu haben, Herr Professor“, sagte Schwester Maria.

Der Arzt lächelte nachdenklich. Möglich war es schon. An Unterernährung war hier nicht zu zweifeln.

„Na — mal abwarten!“ sagte er. „Hoffen wir, daß es so ist!“

Und es war so! Seppel strahlte viermal am Tage — immer dann, wenn das Essen gebracht wurde. Er half auch nach besten Kräften, daß die Leidensgefährten zu seiner Rechten und Linken keine Reste auf ihren Tellern ließen.

Und als Schwester Maria wieder einmal zu ihm vom Christkind sprach und von all den Herrlichkeiten, die der Himmelsengel ihm und den anderen bringen würde, da leuchteten Seppels Augen in seliger Erwartung. Die Lebensgeister

waren in den kleinen Körper zurückgekehrt. Bald war auch die Nachtwache nicht mehr nötig bei Seppel. Er schlief Nacht für Nacht.

Draußen aber war es inzwischen weihnachtlich geworden. Die Menschen hasteten durch die Straßen, um die letzten Einkäufe für das Fest zu besorgen. Der Heilige Abend war gekommen, das Fest der Freude und der Liebe, die Stunde der heiligen Stille, die in den Herzen der Menschen ein feierlich Licht erstrahlen läßt und deren Erlebnis unvergeßlich bleibt von Kindheit an. Mit einem Male stand auch im Zimmer der kleinen Kranken ein Weihnachtsbaum, hingezaubert mit all seinem glitzernden Schmuck von den fleißigen Händen der Schwestern. Das gab eine Freude unter den bleichgesichtigen Patienten der Station 6, und Seppel konnte den Augenblick kaum erwarten, da Schwester Maria die Kerzen entzündete. Der Widerschein des Lichterglanzes lag über ihrem Antlitz, daß sie den Kindern, die von ihren Bettchen aus jede Bewegung mit atemloser Spannung verfolgten, wie ein leibhaftiges Christkind erschien.

Und als gar die Schwestern das Lied der heiligen Nacht anstimmten, da war es der kleine Seppel, der vor Freude in die Hände klatschte und jubelnd dazwischenkrächte.

Während des Gesanges war auf Zehenspitzen auch der „Onkel Doktor“ eingetreten. Er sah heute ganz anders aus als sonst. In den Gläsern seiner Brille funkelten die Lichter des strahlenden Weihnachtsbaumes. Und als er dann ans Bettchen des kleinen Seppel trat, da sagte Schwester Maria:

„Unser schwer Fall, Herr Professor! Er hatte wirklich nur Hunger . . .!“

„Nur Hunger . . .!“ wiederholte der alte Herr im weißen Kittel nachdenklich, indes seine Hand dem strahlenden Seppel zärtlich über das Haar glitt.

„Ja, sehen Sie, Schwester! Dort drüben, das Kleinchen mit dem Magen- und Darmkatarrh — das ist das Gegenstück zu dem hier!“

Die Schwester blickte fragend auf: „Das Gegenstück?“

„Ja, Schwester! Überfüttert! Hier zu wenig, dort zu viel. So ist das Leben!“ Schwester Maria blickte sinnend ins feierliche Leuchten.

„So war es einmal, Herr Professor! Aber so wird's bald nicht mehr sein! Daß unser Seppel gerettet wurde, ist ein Beweis dafür. Eine Fürsorgerin war es, die ihn uns brachte. Und ohne ihr Zutun wäre es zu spät gewesen!“

„Ja — das Christkind hat es gut mit ihm gemeint, Schwester Maria!“

„Und auch mit uns, Herr Professor. Wir haben sie alle durchgebracht auf unserer Station. Und das ist unsere größte Weihnachtsfreude!“

Da reichte der alte Herr seiner treuen Helferin still die Hand.

Der kleine Seppel aber nahm von diesem Geschehen keine Notiz. Er hatte nur Auge und Ohr für die märchenhaften Herrlichkeiten, die ihm das Christkind beschert hatte. Und wie er, so hielten es die anderen vier. Vergessen war aller Schmerz und alle Pein.

Das Wunder der Christnacht stand segnend im Raum.



Marianne Ludwig: Der Weihnachtsmann

Scherenschnitt

Verschiedenes · Schrifttum

In der Kunsthalle am Christophoriplatz stellen die schlesischen Maler, Bildhauer und Kunsthandwerker ihre Arbeiten für den Weihnachtstisch des Schlesiens zum Verkauf aus.

Die Messe wird am Sonntag, dem 1. Dezember, eröffnet und vom „Verein für Kunsthandwerk und Volkskunst“ und der Kunstausstellungsleitung Schlesiens veranstaltet.

Besuchszeit: 10 bis 18 Uhr werktags
11 bis 18 Uhr an den offenen Sonntagen.

Zwei schlesische Komponisten werden in Berlin aufgeführt

Wenn auf dem Programm eines Konzerts, zu dem die Preussische Akademie der Künste nach der Berliner Singakademie geladen hatte, von fünf zur Aufführung gelangenden Komponisten zwei Schlesiern sind, so verdient das immerhin vermerkt zu werden. Felix Woyrsch, der aus Croppau stammt und in Hamburg-Altona seine Wahlheimat gefunden hat, dirigierte seine 5. Sinfonie mit der Werkziffer 75, die der Reichssender Hamburg zum 75. Geburtstag des Komponisten am 8. Oktober dieses Jahres uraufgeführt hat. Woyrsch ist weder als Konzertsänger noch als Interpret seines Werkes ein Blender. Er schreibt eine still-vornehme, in den Bezirken der Spätromantik angelegte Musik, die klingt und erquickt, aber bewußt auf jede Absicht aufzufallen verzichtet. Ebenso ist Woyrsch als Dirigent. Abhold jeder Pose, gibt er aufs sparsamste Zeichen und läßt seine Person vollkommen hinter dem Werk zurücktreten. — Dasselbe kann man von dem jüngeren Gerhard

Strecke sagen, der seine „Eustige Ouvertüre“ selbst dirigierte. Aber hier handelt es sich nicht um die Schöpfung eines abgeklärten, in seinem Künstlerum abgeschlossenen Musikers, sondern um das kecke Kind eines mitten im Schaffen stehenden Konzertsängers. Strecke, der aus Oberglogau gebürtig ist, hat die vielen Oberschlesien eigene Gabe, daß er die klassische Strenge der musikalischen Form, gewissermaßen den preussischen Erbteil, mit der sorglosen Musizierfreudigkeit des benachbarten Völkchens des Altvaterlandes verbindet. Das ergibt fast stets einen guten Klang. So auch hier, obwohl die beiden Mittelteile der „Eustigen Ouvertüre“ thematisch nicht ohne weiteres jedem Nichtkenner schlesischer Art verständlich sind, weil sie in die grüblerischen Urgründe des schlesischen Volkscharakters vordringen und die Unbekümmertheit, die nach landläufiger Auffassung von Eustigkeit nicht getrennt zu denken ist, vermischen lassen. Aber das zum Schluß wiederkehrende Haupt-

In jedem deutschem Hause

sollte man finden: die ausgezeichnete und vorbildliche Darstellung des deutschen Volkslebens, die in dem unter Mitwirkung der besten Sachkenner der Jetztzeit von Dr. Wilhelm Wegler, Direktor des Vaterländischen Museums in Hannover herausgegebenen

Handbuch der deutschen Volkskunde

gegeben wird. Mit über 800 Textbildern in bestem Kunstdruck, 211er Beilagen sowie zahlreichen Einschalttafeln in feinstem Vierfarbendruck. Ausführliche Angaben über die sehr bequeme Anschaffungs-möglichkeit sowie unverbindliche Ansichtsendung K 26 verlangen Sie von der Buchhandlung

ARTIBUS et LITERIS Gesellschaft für Geistes- und Naturwissenschaften m. b. H.,
Berlin - Nowawes, Marienstraße Nr. 40

thema des ersten Teils riß die Hörerschaft doch zu spontanem Jubel hin, der den dirigierenden Komponisten oftmals hervorrief. Auch die übrigen Werke, die von ihren Schöpfern selbst geleitet wurden, sind einer Erwähnung wert, weil sie durchweg eine Bereicherung des mit neuen Konzertwerken nicht grade üppig gesegneten Repertoires bedeuten. Alle haben gegenüber den beiden Werken der Schlesier den Unterschied der Problematik. Paul Höffer setzte die Ouvertüre zur Oper „Der falsche Waldeemar“ vor, ein fast technisch wie harmonisch eigenwillig-apartes Konzertstück, dessen sich Rundfunk und Konzertsaal annehmen sollten. Künstlerisch bedeutsam und richtungweisend, wenn auch unvolkstümlich, ist der Versuch Hermann Simons, drei Gesänge von Goethe nur von Pauke oder Horn (den dritten von beiden Instrumenten mit Zusatz der Harfe) begleiten zu lassen. Die dumpfen, aus dem anfänglichen Chaos allmählich zum ebenmäßigen Rhythmus sich durchbringenden Paukenwirbel passen trefflich zur Ver-

sinnbildlichung des Gedichts „Urwoorte — orphisch — Dämon“. Für den Türmer Lynkeus verwendet Simon eine Begleitung durch ein wie von ferne auf- und wieder verklingendes Hornsolo, während „Die Lobpreisung des Doctor Marianus“ zu Pauke und Horn den verzaubernden Klang der Harfe erhält. Die Musik zu den beiden letzten Gedichten (aus „Jaut II“) ließen sich als Bestandteile einer neu zu schaffenden Bühnenmusik zu dem so ungenügend von den Theatern herausgebrachten zweiten Teil des deutschen Menschheitsdramas denken! Die musikalisch-deklamatorische Textbehandlung hat der Komponist einer hohen Baritonstimme anvertraut. Wolfgang Fortner zeigt, was er aus einem Streichorchester herauszuholen vermag. Nämlich eine Klangfülle, die an Orgelton gemahnt, und wieder durch solistische Herausarbeitung der Einzelstimmen intimste Kammerwirkungen. Kontrapunktisch reizvoll, dürfte dieses Konzert für Streichorchester mindestens im Konzertsaal seine Liebhaber finden.

S erbert Urban

Der Oberpräsident

(Verwaltung des Niederschlesischen Provinzialverbandes)

Ämtliches Mitteilungsblatt „Niederschlesien“
Landesplanung — Zur schlesischen Eisenbahngeschichte — Aus den Arbeitsgebieten der Provinzialverwaltung — Die Entwicklung der niederschlesischen Wirtschaft in den Monaten Januar bis September 1935. Vom Mitteilungsblatt „Niederschlesien“, das von der Provinzialverwaltung von Niederschlesien herausgegeben wird, ist soeben die Nummer 4 des 6. Jahrgangs erschienen. Der erste, allgemeine Teil unterrichtet zunächst in einem Aufsatz „Der Landesplanungsbereich in Niederschlesien E. B.“ über die großen und vielfachen Aufgaben, die an die Landesplanung in der Provinz Niederschlesien gestellt sind und die in enger Gemeinschaftsarbeit aller hierzu berufener Stellen (staatliche Behörden, Kommunalverwaltungen, Wirtschaftsvertretungen) gelöst werden müssen. — Einen wertvollen Beitrag zur schlesischen Eisenbahngeschichte liefert die Abhandlung „90 Jahre Oberschlesische Eisenbahn Breslau — Myslowitz“, die im Hinblick auf die diesjährige Hundertjahrfeier der Eröffnung

der ersten deutschen Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth besonderem Interesse begegnen dürfte. — Die beiden nächsten Aufsätze berichten über zwei Arbeitsgebiete der Provinzialverwaltung. Der erste, „Die Niederschlesische Landwirtschaftliche Berufsgenossenschaft im Geschäftsjahr 1934“, gibt einen Überblick über deren Tätigkeit und Leistungen im letzten Geschäftsjahr, während der zweite Aufsatz, „Erste Sitzung des Beirates des Gemeindeunfallversicherungsverbandes der Provinz Niederschlesien“, zunächst auf die organisatorischen und personellen Veränderungen eingeht, die sich nach dem Gesetz über den Aufbau der Sozialversicherung vom 5. Juli 1934 ergeben, um dann die wichtigsten Merkmale aus der Geschäftstätigkeit des Verbandes im abgelaufenen Kalenderjahre herauszuheben.

Der zweite, statistische Teil der neuen Nummer des Mitteilungsblattes, der im Statistischen Amt der Provinzialverwaltung von Niederschlesien (Leitung: Provinzialverwaltungsrat Dr. Dietel) bearbeitet worden ist, bringt einen ausführlichen Bericht über die Entwicklung der niederschlesischen Wirtschaft in den Mo-

MIKO-HEMDEN

Weihnachtsgeschenke von bleibendem Wert!
MIKO bietet mehr durch Eigenfabrikation!
Inh.: Hanns STRUNZ, nur Kais.-Wilh.-Str. 12



Deutscher Hausrat

fördert in ständiger Ausstellung

Schlesisches Handwerk
Schlesisches Brauchtum

Breslau, Oblander Straße 42, Ecke Neue Gasse

naten Januar bis September 1935, die sich — mit Ausnahmen — im allgemeinen weiter günstig gestaltet hat, wenn auch vorwiegend jahreszeitlich bedingte Einflüsse gegen Ende der Berichtszeit die Arbeitslosigkeit wieder leicht ansteigen ließen. Der Gesamtbericht setzt sich zusammen aus den Einzelberichten über die großen Wirtschaftsabteilungen Landwirtschaft, Industrie, Handel, Handwerk und aus Sonderberichten über eine Reihe von wirtschaftlichen Vorgängen, wie z. B. Reichsbankumsätze, Sparkasseneinlagen, Steueraufkommen, Bautätigkeit, Infolvenzen, Verkehrsweisen, Fremdenverkehr. Besonders hinzuweisen ist auf den im Rahmen dieses Gesamtberichtes erstmalig durchgeführten regionalen Wirtschaftsvergleich, der die wirtschaftliche Entwicklung in der Ostprovinz Niederschlesien (bzw. Schlesien) derjenigen in mittel-

deutschen und westdeutschen Gebieten gegenüberstellt.

Den dritten Teil bilden zwei Statistische Sonderbeilagen. Die erste von ihnen hat zum Gegenstande die Bevölkerungsbewegung sowohl in der Provinz Niederschlesien insgesamt, als auch in einigen wirtschaftlich wichtigen Teilgebieten (hier unter besonderer Berücksichtigung der Wanderungsbewegung). Die zweite Sonderbeilage beschäftigt sich auf Grund theoretischer Errechnungen und praktischer Erhebungsergebnisse mit der Feststellung des Wohnungsfehlsbedarfs in der Provinz Niederschlesien.

Auskunft über das Mitteilungsblatt „Niederschlesien“ erteilen das Statistische Amt und die Pressestelle der Provinzialverwaltung von Niederschlesien, Breslau 2, Landeshaus, Gartenstraße 74. D.

Nordische Trachten, Schmuck und Gebräuche unserer Vorfahren im neuen Staatlichen Museum für Völkerkunde im Schloß Bellevue, Berlin

Die deutsche Volkskunde ist früher in Berlin stiefmütterlich behandelt worden. In engen dunklen Räumen fristete wertvolles Material in der Nähe des Alexanderplatzes in der Klosterstraße sein Dasein. Der neue Staat hat das Volkskundemuseum aus seinem Vornröschenschlaf erweckt und das neue Volkskundemuseum in Schloß Bellevue eröffnet. Das schöne alte Schloß am Tiergarten mit seiner wechselnden Geschichte ist nun der ideale Rahmen für Sammlungen, die lebendigstes Volksgut veranschaulichen. Dieses Museum geht jeden was an. Es schweift nicht in ferne Länder, es umgrenzt unsere eigene Heimat und offenbart uns Schönheiten, von denen wir vorher gar keine Ahnung hatten. Es ist ein eigenartiger Eindruck, wenn man durch die schönen Parkanlagen des Schlosses geht, die Räume betritt, die im schlichten

preußischen Stil gehalten sind, und dann nicht höfischen Prunk, sondern schlichte, einfache Bauernkunst einem vor die Augen kommt. Man gelangt gleich in das Reich des Leiters des Industrie-Museums in Neumünster, Professor Schlabow, der Trachten und Webereien, Waffen und Schmuckstücke unserer Vorfahren aus der Bronze- und Eisenzeit nach den Funden genau nachbilden ließ. Er betreut seine Schätze aus Neumünster selbst in Berlin. An natürlichen Figuren werden die Fundstücke gezeigt, so wie sie einmal vor Tausenden von Jahren in Originalen verwertet sein mögen. Ein Gang durch das Museum ist ein Gang durch die deutsche Heimat. Wir sehen Trachten der Germanenfrauen. Sie tragen Schnürrock, Kimonobluse, Gürtel mit großer Schnalle, Dolch, Halsband und Schmuck. Der Germane ist mit Knicker-

Andreasbaude 805 m

das führende Berghaus
im Waldenburger Bergland
Pächter: Otto Kübarfsch



Bad Charlottenbrunn

Pauschal- u. Vergünstigungsk. ren
Atmungsorgane, Niere, Nerven, Herz

Erfolgreiche Herbst- und Winterkuren in
Bad Warmbrunn,
 dem Jungbrunnen des Riesengebirges

Die radioaktiven, schwefelhaltigen Thermalquellen und Moorbäder heilen **Rheuma, Gicht, Ischias, Nerven-, Haut- und Frauenleiden, Altersstörungen und Bluthochdruck**
 Das für den **Herbst- u. Winterbetrieb** besonders eingerichtete neue **Bade- u. Kurhotel „QUELLENHOF“** mit all. Kurmitteln im Hause **bleibt ganzjähr. geöffnet!** Tel. 355

bockerhose, ange schnittenen Strümpfen bekleidet. In hohem Ansehen steht die bäuerliche Webekunst. In den nordischen Gebieten wurde der Flachwebstuhl benutzt. Da an diesen immer nur ein Arbeiter arbeiten konnte, mußten die Streifen, die 45 bis 90 Zentimeter breit waren, zusammengesetzt werden. Ein typisches Beispiel für die Breite des Flachwebstuhls ist ein Bettbezug aus Mönchsgut. Die alten, noch mit Pflanzstoffen gefärbten Bauerngewebe der dortigen Gegend zeigen eine besondere Leuchtkraft. In hohem Ansehen stand auch die ostpreußische Teppichknüpf- und Webarbeit. Motive, wie der Hirsch, das heilige Tier der Germanen, Schafe sind eingewebt, und darüber sieht man Sprüche in majusculer Sprache. Die oberen Räume bergen große Schätze bäuerlicher Kulturgüter. Durch Jahrtausende haben sich in der deutschen Bauernkunst Ornamente erhalten, die schon im vorgeschichtlichen germanischen Siedlungsraum als Glücksbringer anzutreffen sind. Der **P e b e n s b a u m** kehrt als Ornament, besonders in Liebes- und Hochzeitsgaben, die aufs engste mit dem Volksglauben verbunden sind, immer wieder. Bis in das 19. Jahrhundert hat die deutsche Bauernkunst die überlieferten Sinnzeichen, wie den Sechsstern, Radkreuz und das Hakenkreuz bewahrt. Man findet sie in Schnitzereien, Malereien und Stickereien. Groß ist die Fertigkeit von Stickereien in Kreuz- und Plattstich, die an vielen Gegenständen gezeigt wird. Wir sehen Stickmüstertücher von eigenartiger Schönheit, Paradehandtücher, Bildwebereien, Damaste aus dem Schlesierland. Ein großes Können zeigt dort die Bäuerin in herrlichen Wollstickereien von Strümpfen, Handschuhen, Tipfmützen und Jacken. Sie beschränkt sich da nicht auf den einfachen Strickgrund, sondern steigert die Wirkung durch farbig gemusterte Stickereien. Das Schultertuch ist reich mit Woll- und Seidenstickerei verziert. Es gilt als eins der wertvollsten Stücke der bäuerlichen Festtracht. Auch die Flechtarbeit wurde im germanischen Haushalt geübt. Die blanken Geräte aus Messing, Kupfer und Zinn waren der Stolz

der bäuerlichen Familie. In Glaskästen, deren Inhalt jedes Frauenherz höher schlagen läßt, wird Schmuck von eigenartiger Schönheit gezeigt. Gehänge und Herzen aus feinsten Filigranarbeit, Bernstein Schmuck teils aus rohen oder auch geschliffenen Stücken liegen aus.

Bäuerliche Liebesbriefe, in denen die Kunst des Volkes Ausdruck fand, wurden meist von schreibkundigen Dorfschulmeistern verfaßt. Auf mehrfach gefaltetem Blatt wurden Liebes- und Glückszeichen mit dem Messer ausge schnitten und die Wirkung durch Nadelstiche und Farben erhöht. Von besonderer Schönheit sind die bäuerlichen Brauttrachten. Die Sitte, die Braut mit einem Kranz zu schmücken, stammt aus der germanischen Zeit. Die wichtigste Persönlichkeit, die das Hochzeitsfest einleitet, ist der **B r a u t b i t t e r**. In Pommern trägt dieser einen besonders lustigen Zylinder. Als Zeichen seiner Würde hat er einen Speer, an dem ein Täfelchen angebracht ist, auf welchen Symbole der Liebe und das Hochzeitsjahr aufgezeichnet sind.

Alte gemalte Bauernmöbel, Truhen, Schränke und die berühmten „Gefchirrtjhränke“ mit den schön gemalten Fayencetellern, dem sogenannten „Bauernporzellan“ zeigen die hohe Kultur unserer Vorfahren. Sehr eindrucksvoll wirkt auch ein Bienenstock aus Schlesien in Form einer aufrechtstehenden Bäuerin aus dem 18. Jahrhundert.

Der Direktor des Museums, Professor Dr. Gahn, ist zu seiner Arbeit zu beglückwünschen. Er wird das Interesse durch immer wechselnde Sonderschauen steigern, so daß jeder das Museum bald richtig lieben lernen wird. Es gibt uns mehr als totes Sammlergut.

Else von Wiese.

Geschäftliches

(außer Verantwortung der Schriftleitung)

Diesem Heft liegt ein Werbeblatt der **Württembergischen Metallwarenfabrik, Bresslau, Schweidnitzer Straße**, bei, das wir unseren Lesern zur besonderen Beachtung empfehlen.

MIKO-KRAWATTEN

Höhepunkte des Gabentisches!
MIKO Inhaber: Hanns **STRUNZ**
 nur **Kais.-Wilh.-Str. 12** Haus Huthmacher

Agnetendorf Ksgb.

Das ideale Wintersportgelände

Bahnhof: Hermsdorf/Ky. * Omnibusverbindung * Prospekt d. d. Gemeindeamt

Rudolf Stein: Der große Ring zu Breslau.
Driebatsch's Buchhandlung, Breslau 1935.
16,50 RM.

Der Osten war oft ein Stiefkind des Reiches. Erst die Gegenwart will hier wieder an die Maßnahmen einer gesunden, kraftvollen Vergangenheit anknüpfen und den Blick vieler nach den Grenzmarken lenken. Leider ist es nicht jedem vergönnt, die Schätze dieser Gebiete an Ort und Stelle kennenzulernen. Hier müssen Wort und Schrift, Aufsatz und Bild die Brücke zum rechten Verständnis schlagen. Wissenschaftlich tiefe Arbeiten werden hoffentlich manchen Irrtum beseitigen, der durch oberflächliche Urteile entstand. In die Reihe des tiefgründigen, klärenden Schrifttums gehört unbedingt das Werk von Dr. Rudolf Stein, Der große Ring zu Breslau.

Der Verfasser hat in jahrelanger Arbeit das Bürgerhaus und die großen Marktplätze der schlesischen Hauptstadt erforscht. Sein im Jahre 1931 erschienenenes Werk „Das Breslauer Bürgerhaus“ war erste Frucht der Bemühungen. Dann folgte die gewissenhafte, klare Nachbildung des Ringes um 1800. Das neue Buch schließt sich diesen Forschungen an. Es gehört in die Reihe „Einzelwerke zur Geschichte der Stadt Breslau im Auftrage des Oberbürgermeisters, herausgegeben vom städtischen Kulturamt“. Verfasser, Kulturamt und Verlag haben es an keiner Mühewaltung fehlen lassen, um das Buch aufs beste auszustatten. Von allen Stellen wurden wertvolle Abbildungen zusammengetragen. Schon das Durchblättern und Anschauen dieses Bildschafes bedeutet eine große Erweiterung des Gesichtskreises. Unzählige haben das einzigartige Rathaus Breslaus bewundert. Aber es wird kaum jemanden geben, der all seine Schönheiten so erlebt hat, wie es hier geschieht.

Man betrachte nur einmal die Schlusssteine im Gewölbe des Rempers! Dann wird jedem deutlich, welche Innigkeit und Kunstfertigkeit

bei der Gestaltung mitsprachen. Noch viel mehr gilt es von den schönen gotischen Innenräumen und den prachtvollen Erkern. Diese Vorbauten beleben die Flächen des Äußeren und verleihen ihm den ganzen Reiz mannigfaltiger Bewegung. Meistens nimmt man sie beim Betrachten nur als Teile des Ganzen auf. Aber in dem Buch behaupten sie sich auch als Einzelkunstwerke, ja sie offenbaren erst ihre volle Schönheit.

Ein Vergleich mit anderen gotischen Bauwerken Deutschlands zeigt gerade hier, daß Breslau allem standhält. Das Septemberheft der „Völkischen Kunst“ war dem schlesischen Schaffen gewidmet. Darin bezeichnete Rudolf Stein das Breslauer Rathaus als „das großartigste Denkmal der profanen Baukunst ganz Ostelbiens“. Wer jetzt das umfassende Werk über den großen Ring zur Hand nimmt, wird das berechtigte Urteil in ganzer Klarheit begründet finden.

Aber das Rathaus macht nur einen Teil des Buches aus. Wir werden ebenso ausführlich über die Anfänge Breslaus, über die Gesamtplanung des Ringes und über seinen Wandel bis zur Gegenwart unterrichtet. Endlich sind auch Neumarkt und Blücherplatz in die Betrachtung einbezogen. Daraus eröffnen sich viele neue Einsichten und Hinweise auf künftige Raumgestaltung. Stein untersucht zwar jedes Bauwerk bis ins einzelne, aber nirgends verliert er dabei den Blick auf das Ganze. Der große Ring wird als Einheit erfasst und als geschlossener Organismus gedeutet. Danach hat jeder Bauherr die Pflicht, vom Gesamttraum auszugehen. Nur dann wird sich ein Neubau oder ein umgestaltetes Haus richtig einfügen. In dieser Betrachtungsweise liegt eine große Bedeutung des Buches für Gegenwart und Zukunft. Ebenso beachtenswert sind die Vergleiche mit anderen Städten und anderen Platzanlagen. Dadurch wird aufs beste herausgestellt, was Breslau für den gesamten Osten bedeutet. Die Lage der Teikirche in Prag ist mit St. Maria Magdalena am Ring verglichen,

Wertvolle
Geschenke
aus

SILBER

Roßdeutscher & Reisig
Silberwarenfabrik
Breslau 5, Tauentzienplatz 3



Verlangen Sie unseren neu erschienenen **Prachtkatalog**

über Uhren, Schmuck, Silberwaren und Bestecke,
ohne Kaufzwang und franko — Genaue Adresse und Beruf ist anzugeben
E. GÄCKLE & Co., Pforzheim, Gartenstr. 211

oder der Markusplatz in Venedig und der Platz vor der Peterskirche in Rom werden herangezogen. Gerade bei solchen Stadtplänen wird auch dem Laien sofort die organische Gesamtplanung klar. Von dort aus spürt er, daß es sich in Breslau um das gleiche handelt. Erst die nachfolgenden Jahrhunderte haben zu wenig daran gedacht und manches verdorben, was nur schwer wieder ausgeglichen werden kann. Es bleibt aber zu hoffen, daß man sich um die einheitliche Gestalt des Bestehenden bemüht, wo immer sich Wege dafür öffnen. Die Wiederherstellungsarbeiten im Rathaus zeigen, was geleistet werden kann. Gemeinheitsbewußtsein, deutscher Stolz, gestaltete das Bauwerk; nur gleiche Gesinnung konnte auch die Erneuerung in verwandtem Geiste wagen.

Auch das Wesen und die Bedeutung von deutscher Gerichtsbarkeit oder Justizordnung werden in dem Buch herausgestellt. So eröffnet Stein neben den baugeschichtlichen auch viele kulturhistorische Einblicke. Aufschlußreich ist u. a. der Hinweis auf Venar im Zusammenhang mit dem mittelalterlichen Rechtswesen. Solche Stellen zeigen, daß der Verfasser mit Gründlichkeit und umfassender Kenntnis allen Fragen nachgegangen ist. Diese unermüdete Forschungsarbeit offenbaren weiter die sorgfältig gewählten Bilder, Zeichnungen und Grundrisse und die 9 großen Tafeln am Schluß des schönen Buches.

Da Wiedergaben von alten Stichen bis zu neuen Flugaufnahmen geboten werden, gewinnen wir einen reichen Einblick in das Aussehen des städtebaulich bedeutsamen Places. Viele Anregungen können so von dem Werk ausgehen. Es sei zum Beispiel nur daran erinnert, daß vom Neumarkt ein Hauszeichen „Zum kleinen Christoph“ abgebildet wird. An anderer Stelle ist der große Christoffel erwähnt. Und ein Lichtbild gibt den Christophorus am Südostker der Rathauses wider. Nimmt man hinzu, daß diese Gestalt auch an der Magdalenenkirche und dem nach ihm benannten Kirchlein begegnet, so zeigt sich die starke Beachtung des Heiligen im Breslauer Bezirk. Im Anschluß an das große Werk von Rudolf

Stein kann man vielen solchen Fragen nachgehen. Seine Anregungen führen hoffentlich zu eingehender Beschäftigung mit dem baugeschichtlichen Reichtum Breslaus. Dann wäre der Zweck des Buches voll erreicht.
Dr. H. W.

Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens, herausgegeben von Erich Raudt.
69. Bd., Breslau, Trewendt & Granier
1935. 427 Seiten.

Wissenschaftlichen Zeitschriften und namentlich ihren einzelnen Bänden ist es nur selten möglich, ein bestimmtes Ziel der Forschung, eine gerade Linie der Entwicklung widerzuspiegeln; sie sind allzusehr von Zufälligkeiten abhängig, die sich von den Sonderinteressen der zur Verfügung stehenden Mitarbeiter herschreiben. Es ist stets ein erfreuliches Zeichen, wenn es gelingt, in solch einem Bande eine gewisse Einheitlichkeit der Haltung, eine sinnvolle Zweckhaftigkeit zum Ausdruck zu bringen. Bei der vorliegenden Jahresveröffentlichung des Geschichtsvereins ist dies der Fall; sie eröffnet erfreuliche Ausblicke auf einen Weg, auf dem eine neue, dem im einzelnen unendlich gewachsenen Wissensstoffe angemessene Fundierung der heimatlischen Forschung Raum gewinnen wird.

Es entspricht guter Methode, wenn in solcher Lage vorbereitende Arbeiten berücksichtigt werden, die dem Fernerstehenden zwar nicht als das Eigentliche und Wesentliche erscheinen mögen, ohne deren Ertrag aber das Material der Forschung gar nicht sicher gewertet werden kann. Es ist seit langem ein dringendes Bedürfnis, daß die älteren schlesischen Urkunden neu bearbeitet werden. Wenn jetzt unter der Leitung Santifallers das schlesische Urkundenbuch vorbereitet wird, so erheben sich eine Reihe Fragen, die in weitem Umfange formaler Art sind, ohne deren gründliche Vereinigung aber beispielsweise über die Echtheit mancher Urkunden nicht abschließend zu urteilen ist. Unter diesem Gesichtspunkte sind die Arbeiten von Helene

MIKO-GESCHENKE

Hausjacken · Hausmäntel · Pyjamas
Skihemden · Sportsstrümpfe · Schals
Taschentücher · Unterwäsche · Socken

Modische Neuheiten

Spitzen / Knöpfe / Gürtel
Garnituren / Bänder usw.

MAX CICHON

Junkernstr. 20, Ecke Schweidnitzer Str.
Fernruf 273 99

Krahmer „Beiträge zur Geschichte des geistlichen Siegels in Schlesien bis zum Jahre 1319“ und Forst-Oskar Swientek „Das Kanzlei- und Urkundenwesen Herzog Heinrichs III. von Schlesien (1248—1266)“ zu werten, beide gründlich und aufschlussreich, dabei auch für den Laien anziehend geschrieben. — In gleichem Sinne darf die Abhandlung von Hans A. Genzsch über „Johann von Hohenmuth, alias von Neumarkt, im Dienste des Herzogs von Münsterberg und König Johanns von Böhmen und seine Beziehungen zum Land Glatz“ hervorgehoben werden, über eine Persönlichkeit, auf die sich gerade in diesem Jahre, da Neumarkt seine 700-Jahrfeier begeht, auch die öffentliche Aufmerksamkeit richten konnte. Konrad Wutke handelt über das Schicksal der Warmbrunner Prosteiurkunden und berührt damit ein Thema, das nicht nur lokalgeschichtlich seine Bedeutung hat, sondern als ein interessantes Zeitbild anzusprechen ist; die Urkunden sind im Zusammenhange mit der Säkularisierung der Klöster 1810 ff. verschwunden, und die Suche nach ihnen hat noch längere Zeit die Behörden und hervorragende Persönlichkeiten beschäftigt.

Ernst Maetschkes Arbeit „Der Breslauer Stadthausalt in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts“ stellt ein interessantes Kapitel mittelalterlicher Stadtwirtschaft dar, sie ist wichtig für die Beurteilung jener politischen Entwicklung, die über den Bankerott Breslaus zu dem einschneidenden Aufstande von 1420 führte. — Über „die Jesuitenmission in Breslau 1582—1595“ handelt Hermann Hoffmann, über „Herrnhuts erste Arbeiten in Schlesien“ Theodor Wotschke. — „Der Versuch einer preußisch-russischen Zusammenarbeit zur Abwehr der polnischen Propaganda 1832“ wird von Manfred Laubert in gehaltvoller Zusammenfassung dargestellt. W. Krause bringt einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des Deutschtums in Ober-

Schlesien mit dem Aufsätze „Zur Volkstumsfrage der mittelalterlichen Bürger in Beuthen OS., worin er die bekanntgewordenen Namen bis 1500 zusammenstellt.

Paul Brefschneider und Karl G. Bruchmann steuern kleinere Mitteilungen bei.

Nachdrücklich hingewiesen sei auf die 179 Besprechungen, die den reichhaltigen Band abschließen. Bhl.

Dr. Alfred Wiefenhütter: „Johann Heermann (1585—1647).“ Heft 5 der Reihe „Welt des Gesangbuchs — die singende Kirche in Gabe und Aufgabe“. Verlag Gustav Schöckmanns Verlagsbuchhandlung (Gustav Fick), Leipzig und Hamburg. Mit zwei Abbildungen. 40 Seiten. Preis 1 RM.

In der neuen Schriftenreihe „Welt des Gesangbuchs“, die an einer Bereicherung und Vertiefung der allgemeinen Kenntnisse über das evangelische Kirchenlied arbeiten will, veröffentlicht nun auch Dr. Alfred Wiefenhütter, Pfarrer in Rothfärben in Schlesien, eine kurze Darstellung von Persönlichkeit und Werk des schlesischen Kirchenlieddichters Johann Heermann, und zwar als eine Gabe zu dessen 350. Geburtstag. In knappen Abschnitten behandelt der Verfasser den Mann und sein dichterisches Werk, den religiösen Geistesgehalt seiner Dichtung, kennzeichnet ihn als einen Heliand des 17. Jahrhunderts und sagt abschließend etwas über Heermanns Stellung in der Geschichte des evangelischen Kirchenliedes überhaupt.

Johann Heermann, 1585, im Geburtsjahre Heinrich Schützens, geboren, von Kaiser Rudolf II. sogar zum Dichter gekrönt, war nicht nur der bedeutendste geistliche Dichter der (sogenannten) ersten schlesischen Schule, sondern nächst Luther und Gerhardt der bedeutendste der evangelischen Kirche überhaupt! Die beherrschende Form seiner Dich-

Humboldt-Berein für Volksbildung e. V.

Breslau, Agnesstraße 10 * Ruf 27939

Jahresbeitrag 2.— RM.

Die Mitglieder des H.-B. erhalten Preisermäßigungen für die Theater, Konzerte u. ähnl. Veranstaltungen.

Staatl.
Oberbrunnen
Katarre, Asthma

zu Hastrinkkuren
Bad Salzbrunn

Staatl.
Kronenquelle
Niere, Gicht, Zucker

tung ist die des Kirchenlieds, das er in den Dienst des Kampfes der lutherischen Kirche gegen den Angriff der Gegenreformation stellt und damit oft über den Glaubensstreiter hinaus zum politischen Kämpfer wird. Von größerer literarischer Bedeutung sind seine Nachdichtungen der Sonn- und Festtags-Evangelien, von denen Wiesenhütter eine Fülle von Proben mitteilt, aus denen immer das seelsorgerische Ziel dieser Nachdichtungen spricht, wie Heermann überhaupt seine dichterische Begabung ausschließlich in den Dienst seines kirchlichen Erzieheramtes gestellt hat. Daß er als Zeitgenosse der Schlesië auch bereits den katholisierenden barocken Schwulst mit aller Übertreibung, vor allem auch in erotischer Beziehung, mitgemacht hat, ist nur zu verständlich. Hierhin freilich folgt ihm Wiesenhütter nicht. Mitunter spricht aus seinen Dichtungen ein erstaunlich lebendiges Naturgefühl, welches um so beachtlicher in seiner Natürlichkeit erscheint, als erst 100 Jahre später der Hamburger Brookes ein unbefangenes und unverbildet empfundenes Naturgefühl wieder zu entdecken beginnt. In der Geschichte des evangelischen Kirchenliedes steht Heermann am Übergang zu jener Form des sogenannten Erbauungsliedes, das dann durch seinen großen Nachfolger Paul Gerhardt zu vollster Ausbildung gelangte. Seine insgesamt etwa 400 Lieder fügen sich im großen und ganzen, was die Form — Versbau und Stil — anbetrifft, ziemlich deutlich fühlbar den Gesetzen der Dichtkunst, die Opitz 1624 in seiner „Deutschen Poeterey“ aufgestellt hatte. Wiesenhütter indes sieht eher in der einhundertjährigen Tradition des evangelischen Kirchengesanges die Grundlage der Heermannschen Dichtungsart und ist scheinbar auch, was die Form angeht, der Meinung, daß dieses Lehrbuch seines Landmannes „ihm nur unwesentlich genützt bzw. geschadet hat“. In einem Anhang ist die Zahl der Lieder angegeben, mit denen Heermann in den deutschen Gesangbüchern vertreten ist. Danach enthält das Schlesië

Provinzialgesangbuch von 1908 nur insgesamt 15 Lieder, während das Hannoverische deren gar 27 zählt. Schließlich gibt Wiesenhütter noch eine Aufstellung der über Heermann vorhandenen Literatur, bei der wir allerdings das Ledderhose'sche Werk über „Das Leben Johann Heermanns“ (2. Aufl. 1876 Heidelberg) als nach wie vor als eine der Hauptquellen verwendbar vermissen. Dennoch bleibt die Wiesenhütter'sche Schrift im ganzen ein immerhin willkommener Beitrag zur Geschichte des evangelischen Kirchenliedes und zur schlesië'schen Literaturgeschichte im besonderen.

Sein? Rudolf Fritsche.

Rudolf Fizek: Im Land der flammenden Nächte. Hirts deutsche Sammlung. Gruppe II. Novellen und Erzählungen, Band 62. Verlag Ferdinand Hirt, Breslau.

Die Schwere der oberschlesië'schen Landschaft und seiner Gruben und auch das Schicksal seiner Menschen läßt Rudolf Fizek in seiner Novelle „Tranziska“ lebendig werden. Eine junge Oberschlesierin erlebt das schwere Los vieler ihrer Arbeitskameradinnen, treibt ungewollt und unerfahren in den Strudel der Leidenschaft und durch den Mord an ihrem Mann findet sie wieder zu sich selbst zurück, um auf die Halde zurückzukehren, von der sie ausging. Während die Liebe und der Stolz des Vaters zu seinem Sohn in der zweiten Novelle „Vater und Sohn“. Drei nette Gedichte, vor allem gut „Die Klage Pans“, geben den Novellen einen passenden Rahmen. Sl.

Geschäftliches

(außer Verantwortung der Schriftleitung)

Diesem Heft liegt ein Werbeblatt der Firma **Leinenhaus Vielschowsky, Breslau, Nikolaisstraße 72/76**, bei, das wir unseren Lesern zur besonderen Beachtung empfehlen.



Edel sei der Mensch — echt sei sein Schmuck

Große preiswerte Auswahl in echtem Schmuck, Silber, guten Uhren

Juwelier Hillmann Ohlauer Str. 1



Langenbielau im Eulengebirge

der Mittelpunkt schlesischer Textilindustrie, mit seinen herrlichen Bergen für **Wanderungen und Wintersport**
Auskunft durch den Verkehrsverein e. V.

Albert Leo Schlageter: Bauernsohn und Freiheitsheld. Nach Mitteilungen seines Vaters und seiner Geschwister unter besonderer Berücksichtigung seiner Jugendzeit. Erzählt von Dr. Franz Kurfesk. Mit 19 Bildern. Hirts deutsche Sammlung, Gruppe A VI, Band 4, 0,50 RM. geb., in Peinen 0,85 RM.; Verlag Ferdinand Hirt, Breslau.

Zu den bekannten Büchern um Albert Leo Schlageter bringt Franz Kurfesk „Bauernsohn und Freiheitsheld“ eine begrüßenswerte Ergänzung. Der Verfasser zeigt im ersten Teil kleine, noch zum Teil unbekanntere Episoden aus der Kinder- und Schulzeit. Nach authentischen Berichten seines Vaters und seiner Geschwister hat der Verfasser kleine, fast unbedeutende Ereignisse liebevoll zusammengetragen, um das Bild dieses unergesslichen Freiheitshelden besonders unserer Jugend nahezubringen. Wie der Verfasser selbst angibt, kam die Anregung aus den Kreisen der Jugend; daher ist auch die Sprache schlicht und einfach, so daß es auch die Jüngsten schon verstehen können. Im 2. Teil die bekannten Tatsachen des Opferganges des „Ersten Soldaten des Dritten Reiches“ für Deutschland. JI.

Marie Oberdieck: Ueber Deinem Grabe.

Gedichte. Plastik von Maximilian Schmergalski. Selbsterlag, kartoniert 0,75 RM. Die schlesische Dichterin, deren unlängst erschienenen Novelle aus Rudowa und Verse uns noch in Erinnerung sind und von ihrem feinen dichterischen Empfinden zeugten, bringt in ihrem neuesten Werk eine Sammlung Gedichte um einen geliebten Toten. „Ueber Deinem Grabe“ nennt Marie Oberdieck ihr neuestes Bändchen. Der tiefe Schmerz um den Verlust steigert sich in Sehnsucht nach dem fernen, unbekanntem Grabe, um nach der Heimkehr an dem Hügel des toten Freundes in ein stilles Warten und Glauben

an ein Wiedersehen auszuklingen. Eine wundervolle reife Schöpfung, ergreifend in der Schlichtheit der Worte, ergreifend im Schmerz und in der Treue.

Eine Plastik von Maximilian Schmergalski zeigt die tiefverinnerlichten Züge dieser edlen Frau. JI.

W. Erich Spaethe: Breslau und Schlesien, wie es wohl jeder kennt. Ein Buch voller Merkwürdigkeiten. Mit 21 Originalzeichnungen von Gerhard Stein. 3. Aufl. Verlag: Breslauer Verlags- und Druckereigesellschaft mbH.

Kein trockener und ermüdender „Reiseführer“, sondern ein heiterer Wegweiser nicht nur durch Breslaus Sehenswürdigkeiten, sondern auch ein humorvoller Erzähler der Schönheiten der Heimat. Das Werk des Verfassers verdient vollste Anerkennung. Die leichte Art der Darstellung läßt die Merkwürdigkeiten und interessanten Begebenheiten unseres Schlesierlandes leichter im Gedächtnis behalten, und Dinge, an denen wir sonst achtlos vorübergehen, gewinnen für uns an Wert. Darüber hinaus eine gute Werbung für das Land und die Art des schlesischen Menschen. JI.

Der gemittliche Schläfänger. Rübzahlkalender für Schlesien. Begr. von Max Feinzel. 54. Jahrgang. Verlag P. Heege, Schweidnitz.

Der gemittliche Schläfänger läßt auch dieses Jahr an Vielseitigkeit und Reichhaltigkeit nichts zu wünschen übrig. Netze Kurzgeschichten und Gedichte, teils in schlesischer Mundart werden ihre Freunde wieder finden. Verwunderlich ist nur, daß man nicht auch einmal jüngere Dichter zu Worte kommen läßt, an denen Schlesien nicht gar so „arm“ sein dürfte und immer wieder auf alte, längst bekannte Geschichten unseres



früher: Wertheim-Haus

jetzt nur

Schweidnitzer Stadtgraben 20
an der Taschenstraße

William Kramer

Breslau, Schweißnitzer Straße 38/40

Weihnachts-Geschenke
in reicher Auswahl

Krawatten und Oberhemden
Herren-Mäntel
Sport- und Straßenanzüge
Damenmäntel
Kostüme, Kleider,
Handtaschen

Sonst hochgeschätzten Paul Keller zurückgreift. Gerade die Ostmark müßte ihre jungen Talente herausstellen. Eine Lebensschilderung mit Bildnis unseres Gauleiters und Oberpräsidenten Josef Wagner leitet den Kalender ein. Sl.

Maria Renée Daumas: „Der echte Waldemar“. Verlag: Oskar Meißner, Werdau.

Wer einen interessanten geschichtlichen Stoff in spannender Erzählung lesen will, der nehme das Buch der Schriftstellerin Renée Daumas, „Der echte Waldemar“, zur Hand. Es ist der Verfasserin gelungen, das Dunkel der Geschichte des „echten und des falschen Waldemar von Brandenburg“ glaubhaft aufzuhellen und auf Grund eines umfangreichen Quellenstudiums eine durchaus befriedigende Lösung des bekannten Problems zu finden. Was darüber hinaus angenehm berührt, ist die lebendige Darstellung des scheinbar unzeitgemäßen, trockenen Stoffes. Renée Daumas besitzt eine fesselnde Erzählergabe, so daß weiteren Arbeiten gern entgegenzusehen wird. Sl.

Dora Lotti Kretschmer: „Die Schwestern vom Bodensee“. B. Behrs Verlag / Friedrich Seddler / Berlin. Geb. 3 RM., geb. 2,25 RM.

Uns Schlesiern ist Dora Lotti Kretschmer längst keine Unbekannte mehr. Ihre Vortragskunst ist schlicht, einfach und zu Herzen gehend, sie entspringt innerer Wahrhaftigkeit — genau so ihr schriftstellerisches Schaffen.

In B. Behrs Verlag ist von Dora Lotti Kretschmer ein Buch mit dem Titel: „Die Schwestern vom Bodensee“ erschienen. Es enthält eine Anzahl guter Erzählungen, die in ihrer ruhigen Haltung von reifer Lebenserfahrung und schriftstellerischem Können der Verfasserin sprechen. Diese kleinen Ge-

schichten — stellen sie mitunter auch leidvolle Menschenchicksale dar — so geben sie doch recht liebevoll ein Stück erlebtes Leben wider, das sich in einem stillen Lächeln verklärt. Dora Lotti Kretschmer ist eine von den wenigen Schriftstellerinnen, die man wegen ihrer unbedingten Lebensnähe immer wieder gern hört und liest. Ihr neuestes Buch kann als Weihnachtsgeschenk nur empfohlen werden. Sl.

Volk im Lied. Ein Ergänzungsheft zu den eingeführten Schulliederbüchern mit besonderer Berücksichtigung des schlesischen Heimatliedes. Bearbeitet von Kurt Venkel. P. Oehmigkes Verlagsbuchhandlung, Berlin-Breslau 1935. 2. Auflage. 0,70 RM.

Der echte Viederschatz unseres Volkes, besonders der Jugend, ist in den letzten Jahren stark erweitert worden. Vaterländische Gesänge, HJ-Weisen, Soldaten- und Heimatlieder erstanden zu neuem Leben. Sie werden frisch gesungen und gehen von Mund zu Mund. Doch leider stehen Kenntnis des Textes und des Textes oft im Gegensatz zueinander. Darum muß es begrüßt werden, wenn diese Weisen in einer lebendigen Auswahl gesammelt sind. So können sie im Unterricht und bei Schulungsabenden leicht herangezogen werden und die nötige Pflege finden. Natürlich durfte solch ein Buch nur ein Schulmeister herausgeben, der mit Leib und Seele die Sangeskunst pflegt. Der Name Kurt Venkel verbürgt dies in starkem Maße. Jeder, der das Bändchen zur Hand nimmt, wird erfreut sein von der Vielfalt und Frische des Gebotenen. Ein Geleitwort unseres Oberpräsidenten weist lobend auf das Ergänzungsheft hin. Dabei heißt es unter anderem: „Mit glücklicher Hand sind die Lieder ausgewählt und zusammengestellt. Die Seele der kämpfenden neuen Generation spricht hier aus Zeit und Umwelt und offen-

Seidenstoffe und Samte

für Nachmittags- und Abendkleider

Wollstoffe

 für Mäntel, Kleider und Kostüme

Breslau, Schweißnitzer Straße 1, am Ring



Krummhübel

(1605 m)

im Riesengeb., am Fuße d. Schneekoppe

Reisepläne schmiedet mit Ihnen u.
arbeitet kostenlos aus



Reisedienst, Breslau 5

Am Sonnenplatz · Fernruf Nr. 525 51

bart sich im Lied als Ausdruck natürlichen Empfindens, Sehns, Hoffens und Leidens unseres Volkes“.

„Das Liederbuch bringt einstimmige Weisen, dann Lieder in schlechtem zweistimmigem Satz bis zum kunstvollen dreistimmigen polyphonen Satz und eine ganze Anzahl Kanons.“ So heißt es im Vorwort des Herausgebers. Besonders erfreulich ist die starke Berücksichtigung des Kettengesanges. Hier treten auch viele neue Töne auf, die sich rasch und gut einprägen lassen. Viele Schlesier sind mit schönen Beiträgen vertreten. Sie haben manche schlichte Heimatweise tief erlebt und gestaltet. Auch die dichtende Jugend der Gegenwart kommt oft zu Wort. Sie schildert umgezwungen und einfach ihr Erleben, das immer wieder zu den Herzen der Altersgenossen sprechen soll. Dazu gesellen sich sechs leichte, frische Zeichnungen von Otto Heinisius. So wird das Buch zu einem Spiegel des Geistes unserer Zeit und unserer Heimat.

A. W.

„Vom Wartburgfest zur Feldherrnhalle

Unter dieser Überschrift kennzeichnet Hermann Uhtenwoldt in der neuesten Folge der „NS-Schlesischen Hochschulzeitung“ die Entwicklung der Studentenschaft in den letzten 120 Jahren. Schon die Urburschenschaft versuchte die Einigung der in viele kleine Gemeinschaften zersplitterten Studentenschaft, erreicht wurde ihr Ziel erst in unseren Tagen im NSD-Studentenbund, „der vor der Urburschenschaft das beglückende Bewußtsein voraus hat, daß der Traum des Wartburgfestes von 1817 seiner Erfüllung entgegenereift ist, seit am 9. November 1923 an der

Feldherrnhalle das Glaubensbekenntnis des Nationalsozialismus seine ersten Blutzugungen fand“. Ein Beitrag „vom Landdienst zur Hochschule“ gibt Einblick in die Arbeit der schlesischen Studenten, die sich in den Ferien beim Bauern eingesetzt haben und die in der Semesterarbeit aus dem mannschaftsbildenden Erlebnis des Landdienstes heraus ihre Pflicht in politischer und volkskultureller Erziehung und an der Hochschule selbst erfüllen werden. Ein Beitrag von Dr. Willi Czajka „Die schlesische Kulturlandschaft als Spiegel ihrer Siedlungsgeschichte“ soll Anregungen für die Fachschaftsarbeit geben, die beispielsweise in der Studentenschaft der Universität Breslau ganz unter dem Leitwort „Schlesien“ stehen wird.

Der Kulturteil der Folge beschäftigt sich mit der Frage „Kunst und Charakter“ und „Nationalsozialistische oder gestrige Kunst-kritik“, die ostpolitische Beilage besonders mit Polen — hier ergreift u. a. ein polnischer Studentenführer das Wort. — Die Lyrik der Folge gibt einen Einblick in das Schaffen des jungen Dichters Erich Otto Junk. Besonders umfangreich ist diesmal der Glossenteil „Stich und Hieb“ und der Schrifttumsteil, der u. a. eine der letzten Arbeiten des kürzlich verstorbenen Heimatschriftstellers Edwin Hohberg bringt. Eine gut abgerundete Folge, die dem Blatt neue Freunde werben wird.

Geschäftliches

(außer Verantwortung der Schriftleitung)

Diesem Heft liegt ein Werbeblatt der Firma Eugen Otto Keller, Pforzheim, bei, das wir unseren Lesern zur besonderen Beachtung empfehlen.

Berichtigungen im Novemberheft: Bildblatt vor Seite 465: W. Khane anstatt W. Khane. — Seite 470: „Arbeit singen die Maschinen . . .“, Verfasser: Wladimir Cecotta anstatt Cecotta.

BRIEFPAPIER in Geschenkpackung

FÜLLHALTER in allen Preislagen für jede Hand die passende Feder

ULRICH KALLENBACH / BRESLAU

Taschenstraße 31 (nahe der Ohlauer Straße)



